

Christian Knieps
Sekunden. Erzählungen

CHRISTIAN
KNEIPS



Gon

Allister McAllister bekam an einem sonnigen Mainachmittag ein Päckchen zugestellt, in dem er ein schmales Heftchen fand – wenn man es denn so nennen möchte, da es kaum mehr als eine lose Blattsammlung zwischen zwei alternden Klappdeckeln war –, und kaum, dass er die oberste Seite des Textes auch nur zu lesen begonnen hatte, war er in einer Welt gefangen, die ihn Zeit seines Lebens nicht mehr loslassen sollte: Gon.

Noch nie zuvor in seinem Leben hatte Allister McAllister von diesem Wort gehört, nicht mal in seiner Arbeit als Historiker war ihm dieses Wort untergekommen. Doch nun lag es vor ihm, und mit jeder Seite, die er verschlang, drang er tiefer und tiefer in die Welt des Gon ein, bahnte sich einen Weg durch das tiefe Wesen dieses einen Wortes und gelangte auf die andere Seite, weit entfernt von der hiesigen Welt der Gelehrsamkeit, weit entfernt von der heutigen Welt der Allwissenheit durch das Internet. Er befand sich auf der anderen Seite der Welt, ganz gleich, von wo er aus seinen Ursprungspunkt festlegte.

Dort, auf einer scheinbaren Insel, landete Allister McAllister am Strand, an dem das sanfte Meer anbrandete, und mit jedem Schritt wurde der Sand fester und fester, und als er den ersten leichten Hügel erklommen hatte, sah er in eine vor ihm liegende, geschützte Ebene voller Fruchtbarkeit hinein, durch die trotz des dichten Urwalds eine kleine Straße wand, die nur von Menschenhand angelegt worden sein konnte. Das Urvertrauen in seinen Körper spürend, ging er einige Schritte voran, den leichten Hügel hinab, und erreichte die Straße. Sich nach allen Seiten umblickend, wunderte er sich, dass er hinter sich das Meer nicht mehr hörte, sondern nichts; es herrschte vollkommene Stille.

Er war jetzt ein Wa, ein Lehrling des Gon, die Stufe, in der die Menschen beginnen, sich über die Welt im Allgemeinen und ihre Umwelt im Speziellen zu wundern. Die kleinen Dinge beginnen aufzufallen, nicht die großen, weltbewegenden, sondern die Nuancen, die Schattierungen, und nicht selten fällt es dem Einzelnen schwer, sich gerade auf diese Details zu konzentrieren, insbesondere, wenn er aus einer Welt kam, in der das große Ganze das Allheilmittel jeden Zusammenhangs zu sein scheint.

Plötzlich spürte er auch, trotz seines festen Schuhwerks, den sandigen Boden unter seinen Füßen, vernahm Unebenheiten und kleine Einsenkungen, begann, einzelne Sandkörner zu spüren, und hätte sich vielleicht sogar in diesem Spüren verloren, wenn er nicht aufgemerkt hätte. Er sah auf und vor sich jene Straße, die nun nicht mehr unendlich tief in den weiten Urwald führte, sondern einer Linienstruktur folgte, die zwar nicht symmetrisch, aber auf ihre Weise rhythmisch war.

Allister McAllister blieb stehen, um die neue Entwicklung zu verstehen, denn es lag in seinem Wesen, die Dinge in seiner Umgebung nachzuvollziehen und zur Gänze verstehen zu wollen.

Daher war er an die Universität gegangen und dort geblieben, hatte sich stets dafür interessiert, was hinter der nächsten Frage steckt, die man stellen kann, solange zu einem bestimmten Thema, bis alle Fragen geklärt sind – auch wenn er selbst wusste, dass dieser Zustand niemals erreicht würde –, aber was macht das schon, solange man sich versucht, auf dieses Ziel hinzubewegen?

Doch hier, auf dieser Insel, hinter sich die Brandung, unter sich die einzelnen Sandkörner, vor sich die unrhythmisch rhythmische Straße durch den Urwald, der dann doch kein Urwald war, schien es keine Fragen mehr zu geben; es war ganz, als ob die Fragen hier, an diesem einsamen Ort auf der Welt – war er noch auf dieser Welt? – ein Ende finden. Hier finden alle Fragen ein Ende! Das dachte Allister McAllister und ging mit einem weiten Schritt in Richtung des Herzens der Insel, sah mit jedem weiteren Schritt, wie die sich unrhythmisch rhythmisch schlingende Straße sich geradezog, wenn er dorthin kam, und er ging und ging weiter fort, tief hinein in den Urwald, der zu einem lichten Wald wurde, dann zu einer Allee, und schließlich, als nur noch eine gerade Linie von Bäumen eine unendlich scheinende, gerade Straße säumte, da vernahm er mit einem Mal eine Melodie in seinem Ohr. Diese Melodie war ihm völlig unbekannt, so etwas hatte er noch nie gehört, und just in dem Moment, in dem er verstand, dass es die Musik der Natur war, die einzigartige Musik der allumfassenden Natur, da wurde er zum Ra und gelangte damit auf die dritte Stufe des Gon. Nun war er ein Gon-Wa-Ra und ging als wissender Meister die gerade Allee mit der geraden Baumreihe entlang, die so gar nichts mehr mit dem Urwald und der Sanddüne und dem anbrandenden Rauschen des Meeres gemein hatte, das er zuvor erlebt hatte.

Urplötzlich, als käme es aus dem Nichts und auch für Allister McAllister völlig unerwartet, endete die Baumallee und es blieb nur die Straße. Doch auch die endete bald schon und es blieb nur die Umgebung, die mit jedem weiteren Schritt eintöniger und eintöniger wurde, bis sie in einem einzigen Farbton war – einem melangierten Braun, in das alle Farben zusammenlaufen. Alsdann verschwammen auch noch die Konturen und nach den Konturen verblasste das melangierte Braun, wurde heller und heller, und nach einer Weile des Vorangehens – auf welchem Grund? – gelangte der Gehende an den Punkt, dass er im konturlosen Weiß stehen blieb. Er stellte sich nicht die Frage, auf was er stand, ob er Luft atmete oder nicht, ob das seine Gedanken waren oder nicht – denn es hatte keinen sonderlichen Wert, diese Gedanken zu haben. Es hatte gar keinen Sinn, auch nur irgendeinen Sinn zu suchen in dieser Welt, in dieser Nichtwelt, in die Allister McAllister kam, um zu etwas zu werden, was sich Gon-Wa-Ra-Ta nennt und ein Gona in der Welt des Gon ist, die letzte Stufe der Erkenntnis. Somit blieb er stehen und begriff, unabhängig von seinen Nichtgedanken, dass er am Ende seiner Reise angekommen war, die von der losen Blattheftsammlung ausging und an diesem Ort hier endete.

Genau in diesem Augenblick des Erkennens beendete er seine Reise, gelangte zurück in die Welt, aus der er verschwunden war, sah sich an dem Ort um, an dem er sich befand, bemerkte die

Vielzahl an Farben, Konturen, Geräuschen und Gerüchen – und alles war ihm irgendwie übertrieben und unwichtig. Allister McAllister war als Gona in eine Welt zurückgekehrt, die er nicht mehr verstehen konnte, aber die er vor allem nicht mehr verstehen wollte. Und so beendete er diese Reise mit dem Wissen, dass vieles verborgen liegt und dass nur sehr wenig davon von den Menschen entdeckt wird. Was für eine Verschwendung der menschlichen Talente! Diesen Satz sagte er immer und immer wieder zu sich selbst, erkannte in der Welt ein Übermaß an Verschwendung und wurde zu so etwas wie ein Eigenbrötler, der sich immer mehr in die Welt des Gon zurückwünschte, auch wenn er ahnte, dass er nach seiner Erleuchtung niemals wieder zurückkehren würde.

Hätte | Wäre | Wenn

Wäre er nicht verurteilt worden, würde er nicht in diesem Moment aus dem Bus aussteigen, der ihn vom Gerichtssaal ohne Umwege gleich ins Gefängnis bringt, wo er die nächsten Jahre verbringen wird. Das aus groben Steinen gemauerte Gebäude versprüht keinen Charme, und soll es wohl auch nicht. Das doppelt gesicherte, riesige Tor und die Mauer, die nicht minder hoch und mehrfach gesichert ist, lassen die letzten Gedanken an eine Flucht verschwinden. Er hat nicht ernsthaft an eine Flucht gedacht, doch auf dem Weg zum Gefängnis gehen einem Verurteilten vielerlei Sachen durch den Kopf. So viele Jahre, die er jetzt in diesem Gebäudekomplex verbringen wird, mit ein wenig Freigang am Tag und erst dann mit einer einigermaßen richtigen Beschäftigung, wenn er sich gut und verlässlich verhält. Das kann in seinem Fall auch Jahre dauern. Jahre voller Stumpfsinn, ahnt er. Verlorene Jahre. Obwohl – ist sein Leben nicht sowieso schon verloren?

Er steigt aus, wird über mehrere Sicherheitsschleusen in einen Raum geführt, in dem er seine Kleidung wechseln muss. Er erhält einige Einrichtungsgegenstände fürs Zimmer und tritt einem Beamten hinterher, der ihn mit einem Kollegen in seine Zelle begleitet. Als er eintritt, ist er im ersten Moment froh über den Komfort und die Helligkeit, denn er hatte an etwas ganz anderes gedacht. Er geht hinein, legt seine Sachen ab, lässt sich die Handschellen abnehmen, erntet einen nichtssagenden Blick der beiden Beamten und wird eingeschlossen. Erst jetzt ergreift den Gefangenen die Panik, denn er weiß, dass hier, an diesem Ort, sein bisheriges Leben ein Ende gefunden hat.

Wenn er nicht im Gerichtssaal zur Urteilsverkündung erschienen wäre, hätte er heute nicht verurteilt werden können. Oder in seiner Abwesenheit, aber das stünde auf einem anderen Blatt. Er wird von seinem Anwalt in Empfang genommen und durch das riesige Gerichtsgebäude begleitet. Eine Treppe hinauf, dann bis zum Ende des Gangs. Dort müssen sie kurz warten, denn der Gerichtssaal ist noch nicht freigegeben. Der Angeklagte trägt den einzigen Anzug, den er besitzt

und den er auch an den beiden Verhandlungstagen getragen hat. Nur das Hemd ist neu, das hat er sich zwischendurch zugelegt. Die Nervosität hält sich in Grenzen und steigt erst, als er in den Saal eintritt. Wie viele Jahre wird er wohl bekommen? Dass er verurteilt wird, steht außer Frage, insbesondere nachdem nicht mal sein Verteidiger Straffreiheit gefordert hat. Einige andere sind noch gekommen, Vertreter der lokalen Presse und Schaulustige, die aber erkennen müssen, dass die Verhandlungen nicht öffentlich sind. Von seiner Familie ist niemand da. Es ist wie an den anderen Verhandlungstagen – es scheint, dass sie nichts mehr mit ihm zu tun haben wollen. Nicht einmal einen fernen Verwandten, einen Beobachter, haben sie geschickt.

Es ist bemerkenswert ruhig in dem Saal, da kaum Personen anwesend sind. Der Richter kommt herein, alle stehen auf. Es hat so gar nichts mit den spannenden Thrillern zu tun, in denen Gerichtsverhandlungen gezeigt werden – das hier ist schnöder Alltag für alle Beteiligten. Außer für einen, denn für ihn geht es um eine konkrete Zahl: die Zahl der Jahre, die er hinter Gittern verbringen muss. Die Urteilsbegründung beginnt, nachdem der Angeklagte erfährt, dass er schuldig gesprochen wird. Er kann der strukturierten Begründung folgen und sie ist deckungsgleich mit seinen Erinnerungen, sodass er am Ende mit den acht Jahren leben muss, die er als Strafe erhält. Sein Geständnis und die Umstände führen zu einer Reduzierung der maximalen Strafe, sagt der Richter und beschließt die Sitzung mit seinem Hammer.

Hätte er das Geständnis nicht abgelegt und erklärt, dass er alleine dafür schuldig ist, dann wäre er zwar aufgrund der Indizienbeweise angeklagt worden, doch die Frage wäre weitaus offener gewesen, ob sie ihn aufgrund der nicht zwingenden Beweise hätten verurteilen können – und wenn ja, für wie viele Jahre. Sicherlich hätte sogar die Möglichkeit eines Freispruchs noch im Raum gestanden.

Er ist die Tortur einfach satt. Seit Stunden bearbeiten sie ihn im Verhörraum, lassen nicht locker, weil die Ermittler merken, dass hinter seinem bisherigen Nichtwissen mehr steckt als reines Nichtwissen. Der Verdächtige hingegen rutscht auf seinem Stuhl nervös hin und her, hat feuchte Hände, ist nicht sicher. Er fragt sich die ganze Zeit über, wie er dem Polizisten klarmachen kann, dass er zwar etwas weiß, aber nicht der Täter ist, doch ihm will nichts einfallen. Jede noch so kleine Information, die er preisgeben kann, würde zu weiteren Nachfragen führen, weil auch ihm klar ist, dass die vorliegenden Indizien schon stichhaltig sein können. Zwar nicht so stichhaltig, dass alles miteinander einen Sinn ergibt, aber jeder Schritt auf die Ermittler zu konnte dazu führen. Das Kartenhaus, das der Verdächtige durch seine bisherigen Aussagen gebaut hat, steht auf so wackeligen Füßen, dass er sich nicht mehr bewegen kann. Für die Polizisten ist klar, dass er der Täter sein muss oder direkt mit der Tat in Verbindung steht, für den Verdächtigen ist klar, dass die Polizisten das wissen. Schweigen führt zur Anklage, und er muss die ganze Zeit darauf warten, ob

sie nicht doch den entscheidenden Beweis oder den alles verbindenden Hinweis finden. Und dafür ist er nervlich viel zu instabil, als dass er das Ganze weiter aushalten kann.

In einem ruhigen Moment der Klarheit schließt der Verdächtige die Augen, atmet tief durch, spürt, dass seine Entscheidung die richtige ist, und beginnt zu erzählen. Die Ermittler sind ganz Ohr und schreiben wie wild die Details mit, auch wenn das Verhör aufgezeichnet wird. Der Verdächtige, der nun zum Geständigen wird, endet mit den Worten, dass er einen Anwalt brauche. Dass er darauf nicht vorher gekommen ist, wundert ihn.

Wäre er aus seiner Wohnung genau in dem Moment geflohen, als er erfuhr, dass die Polizei ihn sucht, hätte er vielleicht genug Vorsprung haben können, um aus dem Land zu fliehen. Sie würden ihn auch international suchen lassen, aber es gibt Länder, in die er fliehen könnte, in denen die Justiz keine Stimme hat. Seine Chancen stünden nicht schlecht, da er fließend Spanisch und Portugiesisch spricht, was ihm in Südamerika sehr gut helfen würde.

Aber er geht nicht ins Schlafzimmer und packt schnell einige Sachen zusammen, sondern setzt sich erst einmal auf einen Küchenstuhl, legt das Telefon auf den Tisch und starrt geradeaus. Sein Vater hat ihm gerade erzählt, dass die Polizei ihn sucht, nachdem einem der Ermittler im Gespräch mit seinen Eltern etwas aufgefallen ist. Nun seien sie auf dem Weg zu ihm und der Vater wolle ihn warnen, denn er sei sich sicher, dass sein Sohn nichts mit der Tat zu tun habe. Sofort ist dem Sohn die Flucht in den Kopf gekommen, wie schon so oft, doch diese Idee ist auch gleich wieder verschwunden. Warum, das weiß er nicht.

Stattdessen fällt ihm so etwas anderes ein, wie etwa, dass er ja Kaffee machen könne, weil es unhöflich sei, nichts anbieten zu können, wenn er nachmittags Besuch bekam. Das hat seine Mutter immer gepredigt. Ob er Kaffee aufsetzen soll? Da ihm keine bessere Idee in den Sinn kommt, setzt er tatsächlich Kaffee auf, deckt den Tisch mit Tassen und Löffeln, wartet, bis der Kaffee durchgelaufen ist, und als die Ermittler klingeln, drückt er den Summer und wartet an der Türe, um die Ermittler hereinzubitten. Diese fragen ihn, ob er Besuch erwarte, doch er meint nur trocken, dass sie selbst seine Gäste seien. Schnell wird auch dem Verdächtigen klar, dass er ab nun ein Verdächtiger für die Ermittler ist, und er lässt sich ohne Handschellen auf die Wache abführen. Dort angekommen erhält er von den Polizisten seinerseits einen Kaffee und beginnt, die Geschichte abzustreiten, die die Ermittler vor ihm ausbreiten.

Hätte er es nicht getan, hätte sein Leben auch keine Wendung genommen. Alles wäre wie immer und nichts hätte verändert werden müssen. Deswegen beschließt er, dass sich auch nach der Tat nichts ändern wird, und lebt sein Leben ganz normal weiter.

Es ist spät, als er wieder nach Hause kommt. Es war schon dunkel, als er zur Tat aufbrach, doch inzwischen ist es tiefste Nacht, da er stundenlang durch die Gegend gefahren ist, solange, bis die Anzeige seines Tanks ihm meldete, dass dieser bald leer sei. Er schließt die Tür seiner Wohnung

auf und achtet auf dem Weg durch den Flur nicht einmal darauf, ob ihn jemand sieht oder hört, und erst, als er die Türe hinter sich ins Schloss fallen hört, kommt ihm in den Kopf, dass etwas ganz Absonderliches an diesem späten Abend geschehen ist.

Im Flur hängt ein nahezu bodenlanger Spiegel, und er betrachtet sich darin, sieht das Blut an seinen Händen und an seinem Hals, zieht sich langsam, Stück für Stück, aus und steckt alles in die Waschmaschine. Auf neunzig Grad stellt er die Maschine ein, ganz egal, was mit den Kleidungsstücken passiert. Er selbst stellt sich unter die Dusche und wäscht sich mehrfach am ganzen Körper, als könne er dadurch die Schuld seiner Tat von sich seifen. Als er sich abtrocknet, die Haare föhnt und zudem noch rasiert, bemerkt er, dass es nach drei Uhr in der Nacht ist. Er legt sich schlafen, denn sein Wecker klingelt um kurz vor sieben, damit er pünktlich um acht auf der Arbeit ist.

Als er am nächsten Morgen aufwacht, macht er genau das, was er sich vorgenommen hat: nichts Ungewöhnliches. Er frühstückt wie jeden Tag, macht sich wie jeden Tag in derselben Reihenfolge, inklusive Rasur, fertig und erreicht die Arbeitsstätte planmäßig um kurz vor acht. Doch das alles erstaunt ihn weniger als der Umstand, dass er nicht nur normal leben, sondern auch normal arbeiten kann, und spät am Nachmittag hat er die Sache schon fast wieder vergessen.

Hätte er seine Cousine nicht umgebracht, dann wäre wohl alles anders gelaufen, was in der nächsten Zeit passieren wird. Hätte er sich, wie sonst auch immer, kontrollieren können, wäre er stinksauer in sein Auto gestiegen und nach Hause gefahren, er wäre am nächsten Tag genervt und mit schlechter Stimmung zur Arbeit gefahren, doch dann wäre es auch am Abend wieder gut gewesen. Aber es sollte anders kommen, und als er die Welt von diesem Monster befreit hatte, rückte sich einiges in seinem Leben wieder zurecht, was vorher an einem falschen Platz gewesen war.

Tycho Brahe und das Weltwissen

Als Tycho Brahe zu Beginn des Jahres 1600 das erste Mal persönlich mit Johannes Kepler in Prag zusammentraf, erkannte dieser hoch gefeierte Mann der Astronomie die herausragenden mathematischen Fähigkeiten des Geistes seines jungen Gegenübers und nahm ihn wohlwollend als seinen neuen Assistenten auf, der dann nur ein Jahr später an der sich im Aufbau befindlichen Sternwarte des Kaisers des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, Rudolf II., nach dem eigenartigen Tod des großen Wissenschaftler, zu dessen Nachfolger als kaiserlicher Hofmathematiker wurde, mit dem Auftrag des fortschrittsaffinen Kaisers, die Rudolfinischen Tafeln zu erstellen, eine Sammlung in lateinischer Schrift, in der die Planetendarstellungen vorhersagt werden sollten. Neben all den Entdeckungen und verbesserten Messmethoden, die Tycho Brahe in der Astronomie und Astrologie einführte und die dazu führten, dass ein solch

mathematisch exakt denkender Mensch wie Johannes Kepler große, allgemeingültige Gesetze daraus abzuleiten vermochte, war sicherlich das Erkennen von Keplers Genie die allergrößte Menschentat des adeligen Dänen, der noch wenige Jahre zuvor, bis 1597, in seinem eigenen Observatorium, dem mehrenteils unterirdisch liegenden Stjerneborg auf der Öresundinsel Ven, die Sterne beobachtet hatte. Dieses Observatorium, gebaut und finanziell betrieben vom dänischen König Friedrich II., war eine der Speerspitzen der sich erhebenden Wissenschaften gegenüber den Doktrinen der christlichen Kirche, die über Jahrhunderte jegliche andersartigen Weltbilder bis zum Tode verfolgt und aus den Köpfen der Menschen verbannt hatte. Doch selbst Tycho – obgleich er ahnte, dass die alten hergebrachten Weltbilder aus seiner Zeit nicht das erklärten, was er im nächtlichen Himmel zu sehen bekam – vermochte es nicht zur Gänze, das erklärte Weltbild vollständig zu widerlegen, und so brachte er ein neuerliches, ein tychonisches Weltmodell vor, in dem er versuchte, beide – das ptolemäische und das kopernikanische – miteinander in Einklang zu bringen, indem er zwar grundsätzlich die kopernikanischen Bewegungen der Planeten um die Sonne akzeptierte, jedoch die Sonne selbst – wie auch den Mond – im ptolemäischen Sinne um die Erde kreisen ließ, was implizit hieß, dass indirekt auch alle anderen Planeten eine bewegte Form gegenüber der Erde besaßen – nunmehr zwar keine runde oder elliptische, sondern eine völlig obskure. Hätte Tycho Brahe, dessen Anspruch, so genau wie nur möglich eine Beobachtung oder Messung durchzuführen, etwas mehr von den Lehren der Mathematik verstanden, wäre ihm sicherlich aufgefallen – wie es sein Assistent Kepler nicht verschweigen wollte –, dass das tychonische Weltbild nichts weiter war als die Fiktion eines Geistes, der nicht mit allem brechen konnte – oder wollte. Somit brauchte es den mathematisch talentierten und nüchtern rechnenden Johannes Kepler, um die tychonischen, bahnbrechenden Erkenntnisse in den Beobachtungen der Sternbewegungen so nutzbar zu machen, dass die Menschheit durch die Zusammenarbeit der beiden – die leider nur etwas mehr als ein Jahr andauern sollte – eine schier unfassbare Erweiterung des Wissensbereichs erhielt, die auch nur deswegen eine solche Dimension zu erhalten vermochte, weil Tycho Brahe – ob nun aus Eigenantrieb, seine Forschung nicht untergehen zu lassen oder dem Wissen darum, dass Johannes Kepler damit Großartiges für alle Menschen anstellen könne – über seinen Schatten sprang und kurz vor seinem Tode dem ungeliebten, weil zu forschen Assistenten alle seine Arbeiten anvertraute, obgleich er zuvor, in der eineinhalbjährigen Zusammenarbeit stets darauf bedacht gewesen war, dass Kepler immer nur das zu sehen und zu studieren bekam, was dieser für seine Arbeiten brauchte; nicht mehr und nicht weniger. Die Erkenntnis Tycho Brahes, dass sein Menschenleben dem Ende nahe war, zusammen mit dem Erkennen, dass sein Menschenleben wohl nicht ausreichen würde, um die großen Mysterien des Universums zu entdecken, vermischt mit dem Eingeständnis, dass sein mathematisches Geschick dem von Johannes Kepler planetenweit unterlegen war – dieses Gemisch an Einsichten bot den

Nachfolgenden, zusammen mit seinen Beobachtungen und Messungen aus Stjerneborg, den Nährboden, auf dem die Menschen beweisen konnten, dass sich nicht alle Planeten, auch nicht die Sonne, um die Erde dreht, sondern allein nur der Mond. Diese Leistung wird man Tycho Brahe niemals absprechen können, ganz gleich, was man auch gegen ihn vorzubringen versucht: Ehebrecher, Ehrgeizling, Hochmütiger, Zecher, aufbrausender Kopf, Zorniger, Beleidigter – aber welcher menschliche Geist kann schon erfassen, dass er den Weltgeist, die Weltseele, das Weltgeschick derart stark beeinflusst hat, wie es Tycho Brahe mit seinen Beobachtungen und Messungen tat – ohne zu vergessen, dass er vor allem eines war: ein Mensch mit all seinen Leidenschaften?

Kaskade

Tim geht die Straße hinab und sieht gedankenverloren einem Radfahrer mit knallgrünem Helm hinterher, der verbotenerweise und mit viel zu hoher Geschwindigkeit auf dem Bürgersteig fährt, anstatt den Radweg zu nutzen. Ohne einen richtigen Gedanken zu fassen, ist er geschockt von den Nachrichten, die ihm sein unpersönlicher Arbeitgeber in einer unpersönlichen E-Mail geschickt hat. Seine Leistung wäre nicht ausreichend im Vergleich zu den anderen, und da er sich noch in der Probezeit befinde, würde man von einer Kündigung Gebrauch machen wollen, wenn sich die Performance nicht augenblicklich verbessere. Das Merkwürdige war, dass ihm sein direkter Vorgesetzter immer wieder spiegelte, dass Tim zu den Highperformern zähle, was nicht zu der Aussage in der E-Mail passt.

Somit stellt sich Tim die Frage nach dem Hintergrund auf mehreren Ebenen: Ist er überhaupt gemeint? Warum sind die Aussagen so unterschiedlich? Wird zu ihm und von seinem Vorgesetzten nach oben unterschiedlich kommuniziert? Gibt es andere Themen, die die Einschätzung beeinflussen?

Ein Wirrwarr an Gedanken begleitet Tim, als er in einen Laden tritt, kaum mehr als ein Kiosk, in dem er sonst seine Kaugummis kauft, doch an diesem Tag greift er zum Bier – soll ihn doch sein Baldnichtmehrarbeitgeber dabei erwischen, wie er sich in aller Öffentlichkeit ein Bier trinkt!

Tim geht an die Kasse und nimmt sein Portemonnaie aus der Hosentasche, merkt den überraschten Blick seines Gegenübers und legt das abgezählte Geld auf den Tresen.

Aki wundert sich ein wenig über den Namenlosen, der sonst in großer Regelmäßigkeit Kaugummis und mal eine Zeitschrift kauft, aber niemals ein Bier oder anderen Alkohol. Er nimmt ohne zu fragen die Münzen, die abgezählt auf dem Tresen liegen, und sortiert sie in die Kasse. Dann schaut er dem Namenlosen hinterher und kehrt zu seinen Sorgen zurück, dass er von der Universität ein

Schreiben erhalten hat, dass er auch durch die zweite Nachprüfung des Pflichtfaches Mathe II gefallen ist, was bedeutet, dass er seinen Studiengang nicht mehr beenden kann.

Akis Gedanken schweifen ab, und er merkt nicht, wie eine Frau in den Kiosk gekommen ist, um zwei Piccolos aus der Kühlung zu holen; erst, als sie die beiden auf den gläsernen Tresen stellt – fast schon knallt – wacht er aus dem Tagtraum auf, mustert die Frau kurz und erkennt, dass sie nicht in seinem Alter ist, ehe er in seinem Kopf den Preis für die Piccolos sucht und in die Kasse eintippt. Indem er ihr den angezeigten Preis zuruft, sieht er, wie sie in ihrer Handtasche das Portemonnaie sucht, um zu zahlen.

Karin findet es mehr als dämlich, dass sie in der heutigen Zeit noch mit Bargeld in einem Geschäft zahlen muss, und es beschleicht sie das Gefühl, dass dieser Laden seine Geschäfte nicht ganz sauber führt. Doch das ist ihr an diesem Tag egal, an dem sie endlich den Brief erhalten hat, dass sie formal und rechtsgültig von ihrem Ex-Mann geschieden ist. Nachdem sie sich jahrelang schikanieren und runtermachen ließ, fand sie nach einem weiteren heftigen körperlichen Angriff endlich den Mut, einen Ausweg aus der Beziehung zu suchen, der ihren Ex aufweckte und der seitdem die Freundlichkeit in Person war. Daher ist Karin auch von ihrem Plan abgerückt, die Stadt zu verlassen, ihr Umfeld zu ihrem eigenen Schutz aufzugeben und alles hinter sich zu lassen – und heute ist der Tag, an dem sie mit ihrer Freundin anstoßen wird: auf das neue Leben, das sie sich erkämpft hat.

Sie tritt mit den Piccolos in der Tasche aus dem Laden hinaus auf den Bürgersteig; Es ist diesiges Wetter, bei dem ab und an die Sonne durchscheint, und sie zieht den Kragen höher, geht die Straße hinab zur Bushaltestelle, und kaum, dass sie wartet und ihr Handy aus ihrer Handtasche hervorkramt, um die nächste Ankunft zu prüfen, kommt auch schon der Bus, der sie die wenigen Stationen zu ihrer Freundin bringen wird. Sie wartet, bis der Bus an die Haltestelle herangefahren ist, und sieht, dass der Bus von der Fahrerin gesteuert wird. Karin steigt vorne ein und zeigt ihre Monatsfahrkarte, die die Fahrerin eingehend prüft.

Kiki – eigentlich heißt sie Anna, aber das findet sie zu altmodisch – schaut sich den Fahrausweis sehr genau an; jedoch nicht, da sie etwas Unregelmäßiges darin vermutet, sondern um den Moment zu verlängern, in dem die mitfahrende Fremde neben ihr steht. Seit sie vor einigen Tagen einen tränenreichen Brief von ihrer langjährigen Partnerin erhalten hatte, dass sie sich beide auseinandergeliebt hatten, und dieses Gefühl seit längerem auch in Kiki beherrschend war, fühlt sie sich wie befreit und ist seit langem wieder auf der Jagd. Für Kiki ist das Freisein ohne Partnerin eine wilde Zeit, denn sie kennt sich: Alles, das ihr gefällt und bei drei nicht auf dem Baum ist, wird gnadenlos angemacht – so auch die Mitfahrende, die ein hinreißendes Lächeln und einen tollen Duft versprüht, jedoch wenig auf Kikis Werben anspringt. Da ihr Arbeitgeber sie bereits einmal für das Ansprechen eines Gastes abgemahnt hat, sieht Kiki von einem weiteren Anbaggern ab und

winkt sie durch. Der nächste Gast ist schon etwas ungeduldig geworden, denn er will nur eine Station fahren, um Zeit zu sparen, und huscht schnell an der Fahrerin vorbei nach hinten. Nico ist sich inzwischen sicher, dass er zu Fuß genauso schnell gewesen wäre wie mit dem Bus. Da es ihm zu peinlich ist, wieder aus dem Bus zu treten, ganz demonstrativ, wartet er und mimt den Ungeduldigen, bis er endlich durch kann und umgehend zum hinteren Ausgang geht, da er nur eine Haltestelle mitfährt. Nico will zu einem Plattenladen; in seiner Tasche hat er einen zerknüllten Werbebrief, in dem mit einer Special Edition eines Doors-Vinylalbums geworben wird, und trotz des immensen Preises wünscht er sich nichts sehnlicher, als dass wenigstens noch ein Exemplar käuflich zu erwerben ist. An der nächsten Bushaltestelle ist es ihm, als würde die Busfahrerin extra lange auf das Aufdrücken der Türe warten – einfach um ihn zu ärgern – und er springt nach draußen, hechtet in den Laden, als ginge es um Leben und Tod – und tatsächlich will er sterben, als ihm nach wenigen Minuten des Suchens klar wird, dass keines der Exemplare noch verfügbar ist; zum Glück kann der Besitzer des Ladens ihm eine Platte bestellen, wobei unklar ist, wie lange es dauern wird, er würde angerufen werden, sagt ihm der Besitzer, und diese Ungewissheit macht Nico nervös, so nervös, dass er einen Frustkauf tätigt, außerhalb seines Budgets für den Monat, einfach so, eine LP, die er einfach nicht braucht und sicher bald wieder verkaufen wird.

Madita hat sich den komischen Kerl von der Seite angesehen, der hypernervös im Laden herumlief und irgendetwas suchte. Sie hat ihn schon öfter gesehen, aber ihr Musikgeschmack ist grundverschieden von seinem, und sie kommt gerade aus einer toxischen Beziehung und sucht nicht gleich die nächste Achterbahnfahrt durch ihr Leben. Interessanterweise hat sie an diesem Morgen beim Ausräumen der letzten Kartons vom Umzug einen an sich selbst gerichteten Brief gefunden, in dem sie sich vor Jahren, als träumerische Anfangszwanzigerin, schrieb, was für eine Art Beziehung sie sich wünschen würde – und von welchem Typus Mann sie Abstand halten soll. Dieser Brief befindet sich nun in ihrer Handtasche, damit sie einen Ankerpunkt hat, wenn das nächste Liebesgefühl vorbeifliegt – denn Alleinsein ist einfach nichts für sie, das weiß sie auch. Madita schiebt den Gedanken beiseite, den The Doors-Fan anzuquatschen – das gäbe nur Ärger am Abend, wenn sie sich an ihn kuschelt und diese alte Musik hören müsste! Um sich selbst vor dem Anflug einer größeren Unsicherheit zu schützen, lässt sie ihren eigentlichen Plan, ein neues Album zu finden, sausen und geht schnurstracks nach draußen, will nach Hause, weg von diesem Ort. Als sie aus dem Laden auf den Bürgersteig tritt, wird sie kurz von der Sonne, die sich für einen Moment durch das diesige Wetter kämpft, geblendet und macht einen weiteren Schritt nach vorne, ehe sie ein lautes, wütendes Geklingel aus ihren Gedanken reißt.

Nur mit Mühe und Not kann Paul den Zusammenstoß mit dieser Blinden verhindern, macht einen waghalsigen Schlenker und kann geistesgegenwärtig noch mehrmals wütend die Klingel betätigen, ehe das kurze Drama vorbei ist – die Tatsache, dass er unerlaubterweise auf dem Bürgersteig fährt,

ist ihm dabei völlig egal. Er hat sowieso einen Hass auf die Polizei, die ihm geschrieben hat, dass er seinen Führerschein abgeben müsse, da er einen Unfall verursacht hatte, als er mit einem waghalsigen Manöver zwischen Autos hindurch wollte. Zum Glück hatte er – wie auch heute – seinen knallgrünen Helm aufgehabt, der ihn schon einige Male von größeren Verletzungen bewahrt hat. Nach dem Beinahezusammenstoß fängt sich Paul wieder und tritt mit Kraft in die Pedale, da er auf keinen Fall zu spät zu seinem Training kommen will. Die letzten beiden Male war er bereits zu spät gekommen, und sein Trainer hatte ihn ermahnt, sich mehr an die Regeln zu halten, da dies die Basis für weitere Veränderungen in seinem Leben sein sollte: das Anerkennen, dass es gesellschaftliche Regeln gibt, die es zu beachten gilt. Während Paul den Gedanken an ein Zuspätkommen zum Training davonschiebt, tritt er noch fester in die Pedale und rast an einigen unpersönlichen Glasfront-Bürogebäuden vorbei, hinter denen ein Park folgt, an dessen Rand das Gebäude steht, in dem der Trainer seine Praxis hat.

Tim geht die Straße hinab und sieht gedankenverloren einem Radfahrer mit knallgrünem Helm hinterher, der verbotenerweise und mit viel zu hoher Geschwindigkeit auf dem Bürgersteig fährt, anstatt den Radweg zu nutzen. Ohne einen richtigen Gedanken zu fassen, ist er geschockt von den Nachrichten, die ihm sein unpersönlicher Arbeitgeber in einer unpersönlichen E-Mail geschickt hat. Seine Leistung wäre nicht ausreichend im Vergleich zu den anderen, und da er sich noch in der Probezeit befinde, würde man von einer Kündigung Gebrauch machen wollen, wenn sich die Performance nicht augenblicklich verbessere. Das Merkwürdige war, dass ihm sein direkter Vorgesetzter immer wieder spiegelte, dass Tim zu den Highperformern zähle, was nicht zu der Aussage in der E-Mail passt.

Somit stellt sich Tim die Frage nach dem Hintergrund auf mehreren Ebenen: Ist er überhaupt gemeint? Warum sind die Aussagen so unterschiedlich? Wird zu ihm und von seinem Vorgesetzten nach oben unterschiedlich kommuniziert? Gibt es andere Themen, die die Einschätzung beeinflussen?

Ein Wirrwarr an Gedanken begleitet Tim, als er in einen Laden tritt, kaum mehr als ein Kiosk, in dem er sonst seine Kaugummis kauft, doch an diesem Tag greift er zum Bier – soll ihn doch sein Baldnichtmehrarbeitgeber dabei erwischen, wie er sich in aller Öffentlichkeit ein Bier trinkt!

Tim geht an die Kasse und nimmt sein Portemonnaie aus der Hosentasche, merkt den überraschten Blick seines Gegenübers und legt das abgezählte Geld auf den Tresen...

Pitch Deck

Number Factory ist wie Backen nach Zahlen – Würfel dir die Welt, wie sie dir gefällt!

Danny de Pedrosa y Jesus geht zum Boardroom, um seine neue Strategie zu pitchen. Heute ist Senior Management Meeting, und Danny hat sich eine neue agile Strategy für Finance results and adjustments ausgedacht – endlich gab es eine crispy Methode, um per multiplen Würfeln die P&L zu generieren, ohne Aufwand, auf Basis von stochastischen Methoden, quasi Advanced Dungeons and Dragons Style mit Unternehmensergebnissen.

Er tritt ein und möchte die Stimmung anfühlen, ob er den Flow spüren kann, das vorherrschende Mindset, damit er auf Augenhöhe mit dem Management sein Mission Statement performant präsentieren kann. Er koppelt seinen Laptop mit dem Smartboard und beginnt, das Big Picture auszurollen, will alle mitnehmen und zieht daher alle Register seines Storytellings, in dem er von Mehrwert, Employee DNA und Nachhaltigkeit in systemgestützten Prozessen spricht, ehe er zum eigentlichen Thema kommt: dem Outplacement von einigen Lowperformern, da das Würfeln des Unternehmensergebnisses die hohe Kunst – quasi Rocket Science für Raketenwissenschaftler – ist. Das gesamte Finance Team müsste resilienter werden, näher ans Business rücken, Guide und strategischer Berater werden, Steuermann/frau/divers, Feedback gebend, wertschätzend, mit Augenmaß! – und was ist gerechter als der Zufall!? Also warum das Intrapreneurship evaluieren, warum Big Data nutzen und die Unternehmenskultur durch permanentes Coaching umkrepeln, wenn man doch einfach würfeln kann?

Das Feedback am Ende seiner Summary ist positiv, das Commitment des Managements ist vorhanden und Danny ist am Ziel: Er hat mit seiner Keynote zur neuen Unternehmensstrategie nicht nur proaktiv alles gegen die Wand gefahren, sondern auch induktiv und disruptiv eine gesamte Silowelt an den Pranger gestellt und ausgewürfelt. Alea iacta est!

Petrópolis

Ich höre, wie er seine letzten Atemzüge macht. Langsamer und flacher wird sein Atem, ganz sachte, als würde er sich Schritt für Schritt aus dieser Welt entfernen, ihr entgleiten, nicht entfliehen, so sachte, dass ich immer wieder erstaunt bin, wie wenig Kampf dieser Moment ist, sondern schiere Erlösung, ganz so, wie er es sich gewünscht hat, dem Wunsch, der wohl niemals stärker in ihm gewesen ist als an diesem Morgen, dem zweiundzwanzigsten Februar. Alles ist sortiert, vorbereitet, auf den Weg gebracht, und ich gehe noch mal die Dinge in meinem Kopf durch, hake eine imaginäre Liste nacheinander ab, suche nach dem letzten Detail, das nicht bedacht wurde, doch ich finde keine Lücke, nichts, das noch erledigt werden muss, nichts, das noch gesagt oder geschrieben werden sollte, nichts außer dem letzten Atemzug, dem allerletzten.

Ich zähle seine Atemzüge, die flachen, und obwohl ich Zeit meines Lebens nicht viel gerechnet oder mich mit Zahlen umgeben habe, empfinde ich eine schmerzliche Entfremdung von ihm, die

ich nur deswegen begrenzen kann, weil ich mich mit jedem Atemzug vergewissere, dass er noch einen Zug bei mir geblieben und noch nicht entschwunden ist. Noch nicht, noch nicht, zweiundvierzig, dreiundvierzig, vierundvierzig, fünfundvierzig...

Meine Gedanken wollen davonfliegen, doch sie kehren immer wieder an diesen Ort zurück, an dem er liegt und das letzte Lebewohl haucht. Ich denke darüber nach, ob wir alles gemacht haben, alle informiert sind, alle offenen Aufgaben erledigt sind, die noch abschließend zu erledigen waren; ich gehe die Texte durch und habe ein wenig Wehmut, dass manche unvollendet bleiben, obwohl ich beim Abtippen schon gespürt habe, welche Seele in ihnen liegt, eine Seele, die nun nicht mehr zur Vollendung, zur Entfaltung kommen wird.

Ich weiß, dass auf dem Nachtschisch auch meine Kapsel liegt, die ich nehmen werde, wenn ich dazu bereit bin. Nicht, dass ich kneifen werde, weit gefehlt – dafür hat mir das Leben eindeutig zu viel geschenkt, als dass ich es nun, in dieser tiefschwarzen Stunde, nicht ehren werde – nein, ich habe noch nicht abgeschlossen mit allen Gedankengängen, auch wenn es nur noch wenige sind, die zu Ende gedacht werden müssen.

Vielleicht will ich aber auch sicher sein, dass er neben mir in Frieden und ruhig hinübergleitet, in die andere Welt, sodass ich ihm nachfolgen kann, an den Ort, an dem kein sinnloser Krieg Menschen dazu bringt, am anderen Ende der Welt das Leben so gering zu schätzen, dass sie es beenden wollen. Wer denkt sich denn eine solche Welt aus, in der es den Anschein hat, dass ein Leben kaum mehr das wert ist, was es einst war – heute ist selbst der Dreck auf den Straßen gefühlt mehr wert als wir.

Ich verliere den Moment, in dem ich ihn das letzte Mal atmen gehört habe. Meine Fingerkuppen fahren zart und nahezu ohne Berührung über seinen seitlichen Bauch, über seine Brust, hoch zum Hals, wo sie jäh anhalten, damit ich sein Gesicht betrachten kann, wie es dort ruhig liegt und keine Regung irgendeines Leidens aufweist. Ich beuge langsam meinen Kopf über ihn, halte mein Ohr nahe an seinen Mund und vernehme – nichts.

Dieses Nichts ist bald auch bei mir.

Tödliches Schicksal

Am 28. Juli 1914 erklärte Österreich-Ungarn den Serben den Krieg. Der Erste Weltkrieg brach aus. August Macke meldete sich freiwillig und wurde Anfang August zur Infanterie eingezogen. Er starb am 26. September 1914 27-jährig an der Westfront in der Champagne, bei Perthes-lés-Hurlus. Franz Marc meldete sich ebenfalls im August und wurde wie sein Freund in Frankreich stationiert. Trotz des Todes seines Freundes blieb die Überhöhung des Krieges Element seines Denkens. In seinen Briefen aus dem Feld erkennt man das deckungsgleiche Denken mit Thomas Mann, der in

Europa einen Kranken sah, der durch den Krieg geläutert werden müsse. Erst nach und nach änderte sich dieses Bild, bis hin zur absoluten Abscheu vor dem Kriege. Anfang 1916 wurde Franz Marc in die Liste der bedeutendsten Künstler Deutschlands aufgenommen und damit vom Kriegsdienst befreit. Die Befreiung trat am 5. März 1916 in Kraft. Am Tag zuvor, dem letzten Tag im Kriegsdienst, starb Franz Marc durch zwei Granatsplitter während einer Erkundung im Feld. In einem früheren Brief schrieb er vor dem Kriegsbeginn an seinen Freund August Macke: Ich glaube auch heute bestimmt, dass ich meine guten Bilder erst mit 40 und 50 Jahren malen werde; ich bin noch mit nichts in mir fertig. Die Weltgeschichte ließ es nicht dazu kommen, dass einer der beiden mit dem fertig wurde, das in ihnen lag.

Eine gerade Linie

Kriminalkommissar Thomas Weinert stand vor einem Rätsel. Vor ihm breiteten sich mehrere Leinwände aus, auf denen die vier Morde in Fotos, Datenanalysen und Tatortzeichnungen zu sehen waren. Alle waren nach derselben Methode geschehen – die Opfer waren langsam und qualvoll erdrosselt worden. Es schien gar, als ob der Mörder ihnen beim langsamen Abdrehen der Luftzufuhr in die Augen gesehen hatte, nur um zuzusehen, wie es war, wenn es Menschen schwarz vor den Augen wurde und wie sie langsam, aber stetig das Bewusstsein verloren.

Doch was Thomas Weinert wirklich Kopfzerbrechen bereitete, war, dass die vier Tatorte in einer geraden Linie lagen. Als die Kollegen diesen Zusammenhang auf einer Stadtkarte abgetragen hatten, staunten alle, was sie zu sehen bekamen. Ausgehend von dem Ort, an dem der erste Tote gefunden wurde, konnte man eine Linie zum zweiten Opfer ziehen, um in der Verlängerung dieser Linie das dritte und schlussendlich auch das vierte Opfer zu finden. Die Linie war so gerade, dass es niemals ein Zufall sein konnte.

Dieses Rätsel war es, das den Kriminalkommissar beschäftigte. Vor allem, weil er nicht verstand, was die Lösung dieses Rätsels sein konnte. Vorsichtshalber hatte er Kollegen losgeschickt, sich genau in den Verlängerungen der beiden Linien umzusehen, ob es nicht noch weitere Opfer gab, doch die Rückmeldungen waren bisher ohne weiteren Fund geblieben. Das bedeutete, dass es bei den vier bekannten Opfern blieb, die niemals an diesen Stellen getötet sein konnten. Dafür waren sie schon viel zu lange tot und wären längst entdeckt worden. Die älteste Leiche wurde auf über zwei Wochen geschätzt, und als die Beamten sie bergen wollten, stank diese trotz der amateurhaften Konservierungstechnik schon stark nach Verwesung.

Der Täter spielte mit ihnen! Das war Thomas Weinert klar. Er hatte ihnen ein Rätsel in den Stadtplan gelegt und wartete nun darauf, ob einer der Polizisten auf des Rätsels Lösung kam. Aber was würden die Polizisten dort entdecken? An dem Ort des Rätsels Lösung? Gab es dort vielleicht

nur einen weiteren Hinweis? Oder fanden sie den selbstherrlichen Täter selbst? War er vielleicht ein narzisstischer Verrückter, der sich für zu intelligent hielt, als dass ihn einer erwischen konnte? Und schon gar nicht die Polizei!?

Thomas Weinert kramte in seinem Gehirn nach der Mathematik, die er in seiner Schulzeit bis zum Abitur lernen musste. Er war immer gut in Mathematik gewesen, aber jetzt musste er sich eingestehen, dass er nicht nur das meiste vergessen hatte, nein, es gelang ihm nicht einmal mehr, mittelschwere Kopfrechnungen zu lösen, ohne den Taschenrechner hinzuzuziehen.

Denk nach! Er forderte sich selbst auf, alles hervorzukramen, was ihm zum Thema Linien einfiel. Winkelbemessungen, Dreiecksberechnung, Hypotenuse, Längenberechnungen ... Alles Mögliche schoss ihm durch den Kopf, ohne dass eine brauchbare Assoziation hängen blieb. Er trat etwas näher an die Karte, ehe er einige Schritte zurücktrat, aber nichts wollte sich vor seinen Augen abzeichnen. Vielleicht war es gar kein mathematisches, sondern ein geographisches Rätsel! Wiederum versuchte er mittels Distanzveränderung eine Figur im Zusammenspiel mit der Geraden zu denken, doch die darum liegenden Örtlichkeiten hatten keinerlei Verbindung zu der Linie. Es schien, als wäre die Lösung fast greifbar, aber doch so weit entfernt.

Urplötzlich hörte der Kriminalkommissar in seinem Rücken ein Geräusch und drehte sich blitzschnell um. Vor ihm stand einer der studentischen Analysten, die sie an der hiesigen Universität eingekauft hatten, um der Polizei bei dem Fall zur Seite zu stehen.

»Was gefunden?«, wollte Thomas Weinert von dem Studenten wissen.

»Ich bin mir sicher, dass dieser Ort wichtig ist!«, sagte der Student und markierte einen Ort auf der Karte, der mitten auf einem großen Parkplatz eines riesigen Einkaufszentrums lag.

»Und warum?«

Der Student erklärte dem Kriminalkommissar, wie er herausgefunden hatte, dass der Luftlinien-Abstand zwischen dem ersten und dem zweiten Opfer genau halb so groß war wie der Abstand zwischen dem dritten und vierten Opfer. Zugleich lag der Abstand zwischen dem zweiten und dritten Opfer genau in der Mitte der beiden Längen.

»Das deutet darauf hin, dass wir es hier mit einem sich verlängernden Vektor zu tun haben!«, meinte der Student.

»Ein Vektor? Der sich verlängert?«, fragte Thomas Weinert irritiert und kramte in seinem verblichenen Abiturwissen nach der Vektorenrechnung.

»Richtig! Wenn das richtig wäre – und davon ist aufgrund der absoluten Genauigkeit auszugehen –, muss man vom ersten Opfer genau eine Länge in die entgegengesetzte Richtung zum zweiten Opfer gehen und landet genau an diesem Ort!«

Der Finger des Studenten berührte an dem eingezeichneten Punkt auf dem Parkplatz die Leinwand.

»Und was soll das bedeuten? Sagt uns das was? Hilft uns das vielleicht weiter, herauszufinden, wo sich der Täter befindet? Oder was er uns damit sagen will?«, fragte Thomas Weinert, dem noch viel mehr Fragen durch den Kopf gingen, die er sich alle nicht beantworten konnte.

»Nein, nicht direkt!«, antwortete der Student trocken.

»Aber?!«

»Aber wenn man davon ausgeht, dass ich richtig liege, dann...«

»Wir gehen davon aus! Was nun?«

»Dann haben wir so etwas wie einen Ursprung!«

»Einen Ursprung? So einen, wie an den Nullstellen eines Koordinatenkreuzes?«, fragte der Kriminalkommissar und sah an der überraschten Reaktion des Studenten, dass ihm dieser das Wissen nicht zugetraut hatte.

»Richtig! Wenn man davon ausgeht, dass der Ursprung die Koordination Null, Null – und in der dritten Dimension nochmal Null hat, dann kann man einige Rückschlüsse ziehen!«

»Und welche?«

»Das erstens nicht davon auszugehen ist, dass in die andere Richtung des Ursprungs Leichen zu finden sein werden ...«

»Was wir aber nicht aus den Augen verlieren dürfen!«, fiel ihm Thomas Weinert ins Wort, ehe er ihm bedeutete, dass der Student weitersprechen sollte.

»Und zweitens kann man davon ausgehen, dass der bisherige Vektor die Länge von zehn hat. Eine Länge bis zum ersten Opfer, zwei Längen bis zum zweiten und so weiter. Eins plus zwei plus drei plus vier ist zehn!«

»So viel Mathe kann ich auch noch!«, kam bissig vom Polizisten zurück. »Und was können wir daraus schließen?«

»Das weiß ich noch nicht!«

»Na super! Das ist alles?«

»Reicht das nicht für den Anfang? Ich dachte, wir sollen zu dir kommen, wenn wir auch nur das kleinste Bisschen haben – und ich finde, das hier ist schon recht viel!«

»Du hast ja recht!«, gab der Kriminalkommissar zu, ohne sich direkt zu entschuldigen, und zeichnete die Linie vom Ursprung zum ersten Opfer in die Karte ein.

Beide blieben einige Momente schweigend vor der Karte stehen und starrten darauf. Dann drehte sich der Student ab und zeigte an, dass er wieder zu den anderen gehen würde.

»Warte!«, meinte jedoch Thomas Weinert und der Student hielt in seinem Weggehen ein.

»Ja?!«

»Du sagst, dass das ein Vektor ist?«

»Richtig!«

»Vektoren werden doch durch andere Vektoren aufgespannt oder spannen andere Vektoren auf!«

»Ich bin beeindruckt!«, scherzte der Student.

Thomas Weinert überhörte aber den Scherz, denn von dem einen auf den anderen Moment war er völlig in seinem Element.

»Gib mir mal bitte das Lineal und den Stift!«, forderte er den Studenten auf und nahm die beiden Gegenstände entgegen, ohne seinen Blick von der Karte zu nehmen.

Als er beides an die Karte anlegte und zwei Linien vom Ursprung weg zeichnete, eine oberhalb der Linie, eine unterhalb, da wusste der Spürhund in ihm, dass er kurz vor der Lösung stand. Wie einfach und trotzdem unfassbar die Lösung war!

»Und was haben die beiden Linien zu bedeuten? Sollen das die beiden aufspannenden Vektoren sein?«

Und ob, dass sie es waren! Dies dachte sich Thomas Weinert, ohne dass er dem Studenten mehr erzählen konnte. Er musste ihn sogar im Dunkeln lassen, denn er kannte nun den Täter. Es war so einfach gewesen! Warum war er nur selbst nicht darauf gekommen?! Am Ende war die Lösung so klar! Er versicherte sich noch mal auf der Karte, doch die Linien sprachen eine eindeutige Sprache: Die eine lief durch eine Schule, die andere durch das Elternhaus eines Verdächtigen, den sie hatten laufen lassen, weil sie ihm nichts nachweisen konnten. Obwohl er mit allen Opfern in seinem Leben Kontakt gehabt hatte – in seiner Schulzeit.

Thomas Weinert rief seine Kollegen zusammen und plante den Zugriff. Sie fanden den Gesuchten bei sich zu Hause, und es schien, als wäre dieser froh, dass ihn jemand gefunden hatte. Sein Werk war vollendet – er hatte sich für seine Leiden in der Schule gerächt. In einer Weise, wie er sein ganzes Leben bis zu diesen Rachemorden durchdacht hatte: in geometrisch exakten Linien.

Anna und das Wissen der Menschen

Als Anna merkte, dass alles, was sie wusste, dass alles, was sie in der Welt entdecken konnte, dass alle Sätze, alle Gedanken, die sie zu sagen und zu denken vermochte, bereits von einem Menschen erfunden, gedacht, gelernt, entdeckt und gesagt worden waren, verspürte sie zum ersten Mal in ihrem Leben die Last des menschlichen Wissens.

Als Anna verstand, dass alles, was sie benutzte, was sie artikulierte, was sie verstehen konnte, was sie zu sehen und zu berühren, zu hören und zu schmecken vermochte, bereits von einem Menschen durchdacht und durchlebt worden war, erlebte sie die ungemeine Verantwortung, die mit dieser Last des menschlichen Wissens einherging.

Als Anna dann durchschaute, dass sie alles irgendwann einmal in ihrem Leben gelernt, erfahren, beigebracht oder auch wieder vergessen hatte, sich daran erinnerte, wie sie Worte las, Geräusche

vernahm, Gerüche entdeckte, Menschen und Gegenstände erfuhr, die Welt mit ihren Sinnen begriff, empfand sie die Weite und Vielfalt des menschlichen Wissens.

Als Anna am Ende begriff, welche Rolle sie als Lernende, Hüterin und Mehrende des menschlichen Wissens spielte, war es ihr, als würde die schwere Last von ihr abfallen, und ihr Blick richtete sich nach vorne, in die Weite, dorthin, wohin sie nur gelangen konnte, indem sie das menschliche Wissen für sich und alle Menschen sinnvoll einsetzte.

Als Anna in der Weite ihr Ziel ausmachte, wusste sie, dass das menschliche Wissen genau dann keine Last mehr war, wenn der Mensch aufhörte, vor lauter Ehrfurcht zurückzublicken.

Für was Verben?

Eine kaum zu identifizierende Leiche, grässlich zugerichtet, auf dem nackten Boden, der blutdurchtränkte, in der gleißenden, unbarmherzigen und an dem Geschehen unbeteiligten Sonne, mit massenhaft schwirrenden Fliegen überall, dieses eindringliche gleichfrequente Summen, dieser beißende, bleierne Geruch nach fortgeschrittener Verwesung, beginnende Zersetzung allen ehemaligen Lebens, hinaus nach dem längst eingetretenen Tod. Starke, höchst emotionale Ablehnung von meiner Seite aus, die Ermittlung, nicht mein Wunsch, großer Drang nach Weglaufen, doch hier, an diesem Ort, meine neue, ungewollte Ermittlung, dieses menschliche Desaster vor mir und in meinem schmerzenden Kopf. Der eigenartige, äußerst mitteilsame Täter, seine exakte Adresse und Handynummer auf der ansonsten zugerichteten, vor uns liegenden Leiche, penibel saubere Schrift, fast zu perfekt, nahe an einer gedruckten Druckschrift, Comic Sans Serif, diese spaltende Schriftart, geliebt oder verhasst. Meine überaus engagierten KollegInnen, unterwegs zu der auf der Oberhaut der Leiche angegebenen Adresse, ausgeschaltetes Blaulicht, keine unnötige Aufmerksamkeit, auch wenn der vermeintliche Täter, der mitteilsame, die Ankunft erwartungsfroh, am dreckigen Fenster hinter dem ebenfalls dreckigen Vorhang erkennbar, zitternd und über den Maßen stark schwitzend. Ein vermeintlich einfacher Einsatz, in Sicherheitsausrüstung anrückende KollegInnen, gepanzerte, schwarzgefärbte Kevlarprotektoren, vorsichtiges, koordiniertes Vorrücken, der nervöse Täter hinter dem durchscheinenden Vorhang, erwartungsgespannt auf die nähere Zukunft, die langsamen, zähflüssig verrinnenden Sekunden. Näherung, minutiös kontrolliert, professionelles Training und exakte Umsetzung, einem ballettesken Schwanentanz gleich, Kommandos per angesprochenem Zeichen, Umstellung des baufälligen Hauses, Klärung der Bereitschaft aller beteiligten Einheiten, Zugriff, Sturm durch die nicht abgeschlossenen Türen vorne und hinten, Drücken des Knopfes trotz allen Schweißes, augenblickliche Zündung der angebrachten, versteckten Bomben, grande catastrophe, unsere geordnete Welt völlig anders als zuvor.

Gierig

Mein Therapeut hat mir dringend empfohlen, mich meinen Problemen zu stellen, indem ich sie für mich selbst aufschreibe. Ohne jede Lüge, keine Schminke, keine Beschönigungen oder Ausflüchte, sondern so wie es tatsächlich ist. Gut, dann werde ich seinem Rat folgen und schreibe hiermit auf: Wenn ich die gleiche Gier nach Geld wie nach Essen hätte, wäre ich mehrfacher Milliardär. Da ich aber eher Vermögen in mich – wie in eine Mastgans – hineinstopfe, als das Vermögen sinnvoll anzulegen und zu vermehren, vermehre ich allenfalls meinen Bauchumfang, der in der Zwischenzeit eine beachtliche Größe erreicht hat. Dieser Umstand führte vor einigen Monaten dazu, dass ich körperliche Beschwerden bekam, die wiederum zu dem Arztbesuch führten, der mir nach kurzer Behandlungsdauer nicht helfen konnte und mich schlussendlich an einen Therapeuten überwies, um die Ängste in meinem Kopf anzugehen. Ich verstehe zwar bis heute nicht, was Ängste mit meiner Gier zu tun haben sollen, aber das soll mir auch egal sein, da ich glaube, dass der Therapeut mir tatsächlich weiterhelfen kann. Denn die Gier, die ich verspüre, ist keine Erkrankung des Körpers, sondern des Geistes – und das Aufschreiben soll die Reinigung sein. Also schreibe ich alles auf, was in meinem Mund landet, um gekaut, geschluckt, geschlungen oder gelutscht zu werden.

Toastbrot mit Remoulade und Fleischwurst. Darauf ein paar Scheiben Gurken, dann Zwiebeln, dänische Sauce, Ketchup, Mayo, drei gefaltete Käsescheiben (plus eine im Mund während der Zubereitung), eine weitere Schicht Remoulade, eine Schicht Remoulade auf der Scheibe Käse, die ich zusammen mit einem Stück Fleischwurst in meinen Mund stopfe, eine ordentliche Schicht Röstzwiebeln und zum Schluss erneut eine Scheibe Toastbrot.

Kennen Sie das Gefühl, vor dem Kühlschrank zu stehen und zu wissen, dass das, was jetzt passieren wird, einfach nur falsch ist? In dem Sinne falsch, dass es keine Erklärung gibt, die so clever sein kann, dass ich nicht merke, dass jetzt eine Dummheit passiert? Dass ich sehe, wie ich die Türe des Kühlschranks öffne, mir mantraartig sage, dass ich die Türe wieder schließen soll – doch was muss ich sehen? Meine Hand greift in den Kühlschrank hinein, schnappt sich eine Packung mit abgepackter Wurst, nimmt sie hinaus und legt sie auf die Anrichte. Jetzt schließe ich den Kühlschrank und ahne, dass ich diesen Kampf schon verloren hatte, bevor ich überhaupt darüber nachdachte, dass ich darüber nachdenken sollte. Während ich darüber nachdenke, wann die einzelnen Schritte vonstattengingen, kaue ich genüsslich auf den Wurstscheiben, die ich mir von mir selbst unbemerkt in den Mund geschoben habe. Sie schmecken angenehm und mein altes Grundsatzproblem tritt wieder zutage, das besagt, dass ich keine Mahlzeit beenden kann, ohne nicht alles aufgegessen zu haben. Und ich gestehe, dass es Portionen von Fertiggerichten gibt, die selbst mich an den Rand meiner Kapazitäten bringen – zuweilen auch darüber hinaus.

Aufgegossene Fünf-Minuten-Terrine. Während des Essens backt im Ofen schon mal eine Pizza auf. Bei Halbzeit hole ich sie kurz raus, belege die nur notdürftig bedeckte Pizza mit weiteren Zutaten, reibe die zweite, dritte und auf einem Viertel vierte Schicht zartschmelzenden Käse drüber und gebe die Pizza zurück in die Hitze, die sie fertig backt. Dazu gibt es ein herrliches Hefeweizen, gefolgt von einer gekauften Crème brûlée, die trotz der Zutatenliste sehr natürlich schmeckt.

Ich habe mir antrainiert, hungrig einkaufen zu gehen. Es gibt zwar den Nachweis, dass man dann umso mehr einkauft, aber ich halte dagegen, dass ich aus meiner persönlichen Erfahrung vor allem teure, exquisite Lebensmittel einkaufe, wenn ich gesättigt durch den Einkaufsmarkt gehe. Die Konsequenz daraus ist, dass ich sehr viel Geld für sehr wenige Kalorien einsetze. Woraus wiederum resultiert, dass ich nach der nächsten Mahlzeit, die mich keineswegs sättigen kann, angesättigt einkaufen gehe, um den aufkommenden Hunger zu besiegen. Daher habe ich irgendwann entschieden, auf wissenschaftliche Erkenntnisse zu verzichten und alles Angelesene zu diesem Thema zu vergessen. Getreu dem Motto: ungenutzter Speicher im Gehirn verbraucht auch keine Energie – wozu auch?

Eine Tüte Chips ist weg, bevor ich ein Sättigungsgefühl verspüre. Aufgrund des Salzes habe ich Durst und lösche diesen mit einer Cola. Die Cola macht den Mund trocken, sodass ich in einem für mich gemächlichen Tempo eine Tafel Schokolade lutsche, ehe mein Mund so verklebt ist, dass ich ein Bier zum Runterspülen brauche. Zum Bier passt am besten Salzgebäck, das direkt neben den noch geschlossenen Chipstüten steht – ein Teufelskreis, aus dem ein Ausbruch utopisch klingt. Ich gebe zu, dass ich Angst habe, irgendwann zu platzen. Auch wenn ich weiß, dass das wohl unmöglich ist, bleibt diese Angst in meinem Kopf. In demselben Kopf also, der die Gier zum großen Herrscher gemacht hat, zum uneingeschränkten Taktgeber für alles, was ich mache. Ich lebe, um zu essen – ich esse nicht, um zu leben, wie es andere tun. Diese anderen Menschen beneide ich. Tief in meinem Inneren wäre ich gerne wie sie. Doch ich gestehe mir selber ein, dass diese Menschen so weit von mir entfernt sind, dass es auch keinen Unterschied macht, wenn ich auf die Pizza doppelt oder dreifach Käse reibe. Keinen einzigen. Denn gegessen wird sie so oder so.

Die Welt zieht vorbei

Ich sitze an einem Fenster in einem fahrenden Zug, meine Frau mir gegenüber, und ich schaue angestrengt nach draußen, sehe, wie die Welt an uns vorbeizieht, als wäre ich in einem Raffer aus Zeit und Erleben gefangen. Gefangen ist kein schlechtes Wort für den Zustand, den ich empfinde, denn ich sitze zwar freiwillig in diesem Zug, um die Distanz zwischen Start- und Zielort zu überbrücken, doch ich kann weder den Zug anhalten noch kann ich beeinflussen, wo und wann er sich – und damit ich mich – befindet. Ich denke über diesen Umstand nach, während die

Landschaft weiterhin an uns vorbeifliegt, und als ich den Blick meiner Frau bemerke, wie sie nach draußen schaut, beinahe regungslos, als wäre sie eine in Jade gemeißelte Figur, wären da nicht die sich leicht bewegenden Pupillen, dann könnte man meinen, sie wäre eine Puppe. Wie oft habe ich mir schon gewünscht, dass ich in solchen Momenten – wie sie es perfektioniert hat – die Gedanken einfach ziehen lassen kann, anstatt die Ruhe des Dahinziehens zur Unruhe der eigenen Gedanken werden zu lassen. Gerade eine passive Bahnfahrt hat im Gegensatz zu einer aktiven Autofahrt den entscheidenden Unterschied, dass man im Prinzip über seine freie Zeit verfügen kann, solange man bereit ist, die Bestimmung des eigenen Ortes dem Fahrpersonal des Zugs zu überlassen.

Diesen Gedanken einfangend, sitze ich am Fenster und starre wieder nach draußen, versuche es wirklich, wirklich, wie meine Frau gedankenverloren die vorbeifliegende Landschaft mit wertfreien Blicken zu lieblosen, ohne harte Wertungen, mehr als Bilderreihen, die die innere Welt in eine große Ruhe bringen. Bei mir herrscht im Inneren Unruhe, und mit jeder Minute, die ich unruhig auf dem unbequemer werdenden Sitz aushalten muss, wird die Unruhe der Gedanken größer. Loslassen ist das neue Codewort, das durch meinen Kopf wabert, loslassen wovon? – wobei schnell die Erkenntnis reift, dass wohl mal irgendwas loslassen schon ein absolutes Novum bei mir wäre! Ist es am Ende vielleicht sogar Ignoranz dem Leben gegenüber, was meine Frau dort betreibt? Könnte man aus ihrer Regungslosigkeit darauf schließen, dass sie das Leben weniger wichtig findet und auch das, was um sie herum passiert? Wie oft sehe ich Dinge, lese Artikel, finde Zusammenhänge, beschäftige mich mit den Unwuchten der Welt, während sie ihre Gedanken schweifen lässt, dahinsegelt, doch dann überrascht sie mich wieder und erkennt zwischenmenschliche Entwicklungen, die ich nicht gesehen habe und womöglich niemals sehen werde. Wie macht sie das nur?

Ich beobachte das vorbeiziehende Land, das mir im Moment weite Felder und Landwirtschaft anbietet, während mir bewusst wird, dass ich mich gerade versuche, von außen zu betrachten. Sich selbst von außen zu betrachten, hat das unkalkulierbare Risiko, dass man sich objektiv mies oder objektiv herausragend findet, aber in Wirklichkeit jede echte Objektivität verliert. Ich mache mich nieder, dass ich alles immer so wichtig nehmen muss, dass ich immer darauf baue, dass alles um mich herum, in meinem Erfahrungshorizont, eine Wichtigkeit spielen wird, und Abschalten fühlt sich schlichtweg wie Versagen an. Ich schaue bei dem Gedanken noch mal rüber und sehe bei meiner Frau kein Versagen, keine Sorge, keine Anstrengung, sondern Entspannung und die Weite ihrer Gedanken. Wie sehr ich mir diese Fähigkeit wünsche, ist kaum in Worte zu kleiden – deswegen seufze ich, und selbst dieser Laut reißt sie nicht aus der Welt der Glückseligkeit! Einfach erstaunlich!

CERN

Mein Mann und ich sind unterwegs zum CERN. Er will da unbedingt hin, während ich nur dabei bin, damit er nicht allein fahren muss. Dafür hat er mir versprochen, beim nächsten Besuch bei meiner Mutter dabei zu sein, denn wenn er dabei ist, ist meine Mutter meistens die Freundlichkeit in Person.

Auf dem Weg zum CERN bekomme ich eine Zusammenfassung seines Wissens, das ich kaum bewerten kann, weil ich weniger als die Hälfte verstehe. Nach den ersten Fragen lasse ich auch das Fragen sein, weil ich merke, wie angespannt er wird, wenn ich zeige, dass ich so gar keine Ahnung von dem Ganzen habe.

Als wir endlich ankommen, freue ich mich auf etwas Bewegung. Wir treten in das Eingangsgebäude und treffen andere Teilnehmer der heutigen Führung. Auf den ersten Blick erkenne ich, dass es nur eine potentielle Leidensgenossin gibt, doch sie ist so gekleidet, dass sie auch Physikerin sein könnte. Also ist Vorsicht geboten.

Die Führung beginnt. Der Mann, der uns Einblick in das Wunderwerk der Technik gibt, ist mir in seiner leicht verpeilten Art direkt sympathisch. Meinen Mann nervt sein nasaler Tonfall. Wir werden durch das Gebäude geführt, die meisten, die den Eindruck machen, dass sie wissen, was hier geschieht, wirken von der Führung gelangweilt. Ich hingegen finde sie sehr interessant, da sie nur wenig Wissen voraussetzt. Zudem spüre ich, wie der Vortragende eine Begeisterung für diese Forschungseinrichtung versprüht, wie es Männer normalerweise nur für ihren Fußballverein machen.

Als sich die Führung dem Ende neigt, bin ich positiv überrascht, während mein Mann mir schon verraten hat, dass das hier pure Zeitverschwendung für ihn sei. In den Gesichtern der anderen Teilnehmer sehe ich eine ähnliche Meinung, auch in dem Gesicht der einen Frau, von der ich nicht erahnen konnte, mit welchem Wissensstand sie hier angereist ist. Zum Glück habe ich mit ihr kein einziges Wort gewechselt.

Die Führung wird beendet und es gibt zurückhaltenden Applaus. Schnell gehen alle auseinander, nur ich trete an den Wissenschaftler heran und sage ihm, dass mir seine Führung sehr gefallen hat, wenn ich nicht sogar begeistert davon bin. Wir kommen ins Gespräch und ich vergesse meinen Mann, der irgendwo im Verkaufsladen nach Fachliteratur sucht, von der er wohl kaum etwas verstehen wird. Hauptsache, er zeigt, wie sehr er in dem Thema drinsteckt. Nach außen, versteht sich.

Wir beide hingegen machen uns über die Besucher lustig. Ich kann offen zugeben, dass ich nicht mal alles das verstanden habe, was der Wissenschaftler uns erklärt hat, aber er ist sich sicher, dass die anderen Besucher auch nicht mehr verstanden haben, es nur nicht zugeben wollen.

Auf dem Nachhauseweg schweigen mein Mann und ich lange, bis er äußert, wie enttäuscht er von dem Besuch ist. Ich überlege kurz, ob ich ihm die Wahrheit sage, doch ich weiß auch, dass er noch weitere solche Besuche in seinem Kopf hat. Und so entscheide ich mich für ein nichtssagendes Geräusch, das bei ihm als Bestätigung ankommt.

Das Haus auf der Anhöhe

Als er um die Kurve der waldigen, allecartigen Straße bog, sah er das Ziel seiner Reise. Zunächst zog eine Schockwelle durch seinen Körper, sodass er stehenbleiben musste, ehe er sich tief durchatmend einen Ruck gab, einen Schritt vor den anderen setzte und weiterging, auf das Haus zu, das ihm im ersten Moment in seinem verfallenen Zustand wie eine Unwirklichkeit vorgekommen war. Der Reisende fragte sich im Näherkommen, was er wohl erwartet hatte, fand, dass er sich eigentlich nichts Konkretes vorgestellt hatte, aber noch viel weniger das, was er dort auf der Anhöhe zu sehen bekam. Was war nur über all die Jahre geschehen, seitdem er nicht mehr vor Ort gewesen war? Diese Frage schoss ihm immer und immer wieder durch den Kopf, mit jedem Schritt wurde der Gedanke erneuert und ganz gleich, wie nahe er dem alten Haus kam, es war nicht weniger unreal als in dem ersten Moment des Entdeckens.

Der Tag neigte sich bereits dem Ende entgegen, ohne dass die Nacht drohte, doch die Dämmerung warf ihre ersten längeren Schatten voraus, und da der Eingangsbereich des Hauses nach Westen gebaut war, wurde das gesamte Haus in die bunten Lichtstrahlen des Sonnenuntergangs getaucht. So blutrot der mit kleinen Wolken behangene Himmel über dem Horizont war, so leuchtstrahlend wirkte das abgeblätterte Weiß des Hauses, das an vielen Stellen bereits wieder den grauen Stein der Mauer offenbarte, das reine Nackte des Hauses. Nun war der Zurückkommende so nahe ans Haus herantreten, dass er nicht nur mit seinen Augen die Einzelheiten besehen, sondern auch mit seinen Händen über das Unwirkliche fahren konnte, um es wirklich zu machen. Dabei schloss er die Augen, ließ seine Handinnenfläche über die raue Oberfläche der Außenwand fahren, spürte das gebrochene Alter des Hauses, die allzu vielen Jahre, in denen es ohne Bewohner dem Zerfall überlassen gewesen war, die Traurigkeit des Momentes, aber auch den Stolz einer goldenen Vergangenheit.

Minutenlang blieb der Spürende an der Wand stehen, träumte, erinnerte sich, ehe er sich einen inneren Ruck gab, seine Augen wieder öffnete, kurz mit zusammengekniffenen Augen Richtung Sonne blickte, um festzustellen, dass er nicht nur Teil dieses sonderbaren abendlichen Farbenschauspiels war, sondern es ganz so schien, als wäre er in einer anderen Zeit, in einem anderen Jetzt und Hier, in einem anderen Abschnitt seines Lebens. Mit traumwandlerischer Sicherheit ging er zur Eingangstüre, ergriff den Türknauf, drehte diesen, spürte, roch die alte

Eichtüre, drückte sie gegen einen unbekanntem Widerstand im Innern nach innen, trat ein und zitterte, vor Glück, vor Traurigkeit, vor sich selbst, vor der Welt, vor seiner Welt.

Im großen Eingangsbereich, der von einer nicht minder pompösen Wendeltreppe nach oben wegführend flankiert wurde, erkannte er dann die Wunden der Zeit, denn nicht nur der Putz war von Decke und Wänden abgeblättert, nein, das Alter hatte alles im Innern angegriffen. Und doch wirkte es, als könne sich der Erinnernde, wenn er nur kurz die Augen schloss, wieder alles vor sich sehen, die Kommoden, die Teppiche, die Statuen, Bilder, die gesamte Einrichtung. Aber noch viel mehr, denn er vermeinte sogar den Geruch wiederzuerkennen, aus seinen sprechenden Bildern im Kopf, aus seiner Jugend, aus seinem Leben.

Dort, dort hinten war der Eingang zum Wohnzimmer, einem Raum, in dem der Kamin an der Seite prangte, einem Raum, in dem früher nicht nur Sessel und Tische standen, sondern vor allem der Duft von Zigarren, Pfeife und gutem Whiskey in der Luft hing, einem knisternden Feuer im Kamin, das man beim Anschmiegen in das Leder des Sessels in sich aufnahm, wie die Luft nach einem langen Tauchgang, wenn bereits die Lungen zu bersten drohen.

Aber anstatt sich in einen schon längst nicht mehr vorhandenen Ledersessel zu schmiegen, machte sich der Entdeckende auf in den nächsten Raum, gelangte in den Nachbarraum, das Esszimmer, in dem früher eine lange Tafel gestanden hatte, an der die ganze Familie Platz fand, ganz gleich, wie viele der Verwandten auch herbeigeströmt kamen. An eins der seitlichen Fenster tretend, blickte der Melancholische nach draußen, besah den Garten hinterm Haus, doch dann wurde sein Blick von der fleckigen Scheibe abgelenkt, und indem er dem Flecken folgte und versuchte, daraus ein Muster zu bilden oder diesem eine Erinnerung zuzuordnen, sah er im dämmrigen Licht hinter dem Haus sein eigenes Antlitz, zwar nur schwach, aber gerade dieser kurze Moment brachte ihn zurück in die Wirklichkeit.

Mit einem Lächeln auf den Lippen, das eine Mischung aus Freude, aber auch Bitterkeit über den Zustand dieses Hauses ausdrückte, trat der Erkennende aus dem Esszimmer in die angrenzende Bibliothek, in der er gewahr wurde, dass es der einzige Raum war, der vollständig leer war. Nein, das stimmte gar nicht und war selbst für ihn eine überraschende Unwahrheit, denn trotz der beinahe vollkommenen Leere war ein einziges Utensil an der heruntergekommenen Wand hängen geblieben – ein Spiegel, dessen Glas zwar ebenso fleckig wie das Fensterglas war, aber deutlich geringere Schäden der Zeit ertragen musste. Seitlich an den Spiegel herantretend, blieb der Heranschleichende kurz davor stehen, schloss seine Augen, atmete tief durch, spürte, wie die Erinnerungen nahtlos, Bild an Bild, vor seinem geistigen Auge abgespielt wurden.

Als der Filmabspielende alsdann seine Augen öffnete, war es ihm, dass er sich wunderte, warum er direkt vor dem Spiegel stand, und als er in diesen blickte, erschrak er kein bisschen, obwohl weder er noch der Raum dahinter der war, den er an diesem Abend wiederentdeckt hatte. Er sah hinter

sich die Bibliothek, wie sie dereinst mit Bücherregalen voller Bücher gefüllt war, er bemerkte, wie Lesemöbel herumstanden, er vermeinte sogar, den Geruch der Bücher riechen zu können, jenes wohlbehagliche Gefühl der Erhabenheit des Wissens. Wie in Schockstarre blickte der Zeitreisende in den Spiegel, fand alte Bilder, erdachte sich fehlende und durchlebte die Vergangenheit, vor diesem Spiegel, dem einzigen Gegenstand in diesem Raum, der trotz seiner Verfallenheit niemals von der Zeit geraubt würde, zumindest nicht, solange der Erinnernde sich erinnern würde, an seine Wirklichkeit, an die Wirklichkeit des Hauses, in dem er gerade stand und gemeinsam mit ihm verfiel, so weit, bis er wieder der war, der in das Haus vor einer langen Zeit eintrat.

Kalenderblatt

In neun von zehn Fällen kommt in der Radiosendung meiner Wahl eine Berichterstattung über ein Ereignis oder eine Person in der Vergangenheit, die ich entweder kenne oder die für meinen persönlichen Erfahrungshorizont unwichtig erscheint. Selten wird daraus eine literarische Arbeit oder zumindest eine Recherche initiiert, doch wie der Zufall es wollte, war just am 24.04.2024 (vielleicht oder wahrscheinlich durch den Aufruf in der Literaturzeitschrift) das Kalenderblatt in zweierlei Hinsicht spannend. Denn einerseits berichtete es über den Spionagethriller schlechthin in Deutschland, als vor 50 Jahren, am 24.04.1974, Günter Guillaume als Spion enttarnt wurde, und ich im Kopf wieder reaktivierte, diese Zeit noch einmal später literarisch bearbeiten zu wollen. Doch bei der ersten kleinen Recherche stellte ich ein anderes Ereignis fest, das ebenfalls am 24.04.1974 stattfand und mich noch etwas mehr fesselt, denn es war mir bisher völlig unbekannt gewesen und erscheint mir aufgrund der existentiellen Risikobereitschaft der Beteiligten als grandiose Koordinierungsarbeit, als das Liebeslied „E depois do adeus“ von Paulo de Carvalho als verdeckte und nur von Eingeweihten verstandene Botschaft um 22:55 im portugiesischen Radio gesendet wurde, als Zeichen, dass die Nelkenrevolution in Portugal ihren Anfang gegen das Regime von Salazar (bestehend seit mehreren Jahrzehnten) genommen hatte. Wir versetzen uns 50 Jahre zurück, kein Social Media, kein Internet, keine Instantkommunikation, nur Telefon, aber das wird sicherlich abgehört. Geheime Treffen, Absprachen mit hohen Risiken, Informationsknappheit, sicherlich wenig Informationen darüber, wie ein Aufstand in anderen Ländern dieser Zeit lief. Tageszeitungen, recht sicher als Propaganda genutzt, Nachrichtensendungen in Fernsehen und Radio ohne Pressefreiheit – wie also kommunizieren und wie also eine konzertierte Aktion durchführen? Man spürt fast den Puls der Menschen, die eingeweiht sind, ob das Lied wirklich gespielt wird, ob wirklich gemeinsame Sache gemacht wird, ob wirklich eine andere Zukunft möglich erscheint. Wie oft sind solche Versuche in den letzten Stunden aufgefliegen, Menschen verhaftet und gefoltert worden, wie oft sind Geheimbünde auseinandergenommen worden, von

Spitzeln oder Denunzianten verraten, und während vielleicht die große Mehrheit der Zuhörer das Lied hört, während sie aufräumen, Zigarre rauchen, die Beine hochlegen, Essen vorbereiten oder gerade einschlummern – so ist mit dem Lied im Radio in Portugal von nun an nichts mehr wie zuvor, und wenn ich heute auf das Land blicke, blicke ich sehnsuchtsvoll nach wundervollen, fast mystischen Orten wie Lissabon, Porto und anderen Geheimnissen, das Land ist frei, demokratisch, in der EU, Teil dieser großen, faszinierenden Gemeinschaft, und das alles begann mit einem verdeckten Lied als Signal zur Revolution. Zurück zum Spüren: Der Puls schwillt weiter an, die ersten Töne werden gespielt, das Pochen wird von Adrenalin abgelöst, das durch den Körper fließt. Es ist alles vorbereitet – ab heute wird für eine bessere Zukunft gekämpft! Los geht's!

1914 | 2014 | 2114

1914 | 2014

Denkt man einige wenige Augenblicke über die Situation der Jahre 1914 und 2014 nach, dann kommt man sehr wahrscheinlich nicht zu dem Schluss, dass diese beiden Jahre viel miteinander gemeinsam haben. Deutschland hatte 1914 noch eine institutionalisierte Monarchie, war noch nicht durch zwei Weltkriege gegangen und suchte nach einem Ausweg aus den europäischen Machtverhältnissen über die Stellvertreterkriege und Kolonisierung in Afrika. Das Bürgertum dieser Zeit hatte sich selbst überholt, und Thomas Mann nannte Europa einen kranken Mann. 2014 hat Deutschland eine funktionierende Demokratie, die 2 Weltkriege sind von kaum noch einem Lebenden wirklich erlebt worden, und wenn man von einer kapitalistisch orientierten Kolonisierung namens Globalisierung absieht, wollen wir nicht mehr erobern, sondern vereinen. Und doch? Gibt es am Ende vielleicht doch mehr Parallelen, die durchaus im ersten Moment konstruiert wirken könnten? Natürlich ist die Welt von 2014 nicht mehr die von 1914. Alleine die Technisierung, das Internet und die Vernetzung der Lebensräume führen zu dem Potential, alles über die Welt wissen zu können. Wenn man davon aber absieht und zu Europa, dem kranken Mann, zurückkommt, dann stellt sich nach der so genannten Finanzkrise, die eine Vertrauens- und daher Bankenkrise war, die Frage, ob Europa nicht wieder der kranke Mann ist. Die Gesellschaft von 1914 hatte das Merkmal einer Distanzierung von der Politik und den gesellschaftlichen Entwicklungen, eine Art Schockstarre. Wenn man die Gesellschaft im Jahre 2014 damit vergleicht, dann ist sie aus einem anderen Grund in einer ähnlichen Lage: Die Idee, dass die Demokratie sowieso funktioniert, führt bei vielen Menschen dazu, dass sie nicht mehr für sie kämpfen – oder zu kämpfen bereit sind. Es wird nicht mehr gestritten, nicht mehr im Bundestag debattiert, nicht mehr in den Medien, die für die kritische Kommentierung zuständig sind, es gibt keine Massenproteste mehr, das Volk ist nicht mehr in Aufruhr. Selbst wenn es Momente gibt, die einen

Aufruhr verdient hätten, gibt es am Ende einen wachweichen Kompromiss. Kein Kompromiss, der dem anderen abgerungen wird, sondern der aus der Vernunft beider Parteien zum Schutz der Allgemeinheit entsteht. Im Prinzip ist das eine Vorstellung, die nahe an einer idealen Welt sein könnte, wenn denn der Mensch mit seinen Eigenheiten dazu passen würde.

Kommt zum Beispiel ein russischer Präsident auf die Idee, in den Nachbarstaaten die russischstämmigen Bevölkerungsteile gegen den eigenen Staat zu mobilisieren, funktionieren die althergebrachten Modelle nicht mehr. Wie im Ersten Weltkrieg, als die Strategen erkennen mussten, dass die alte Kriegslehre nicht mehr half – wie heute die Strategie gegen die russische Okkupation nur bedingt Wirkung zeigt. Zudem erweckt die Europäische Union als Garant des Friedens der letzten Jahrzehnte in den letzten Jahren nicht mehr den Eindruck, als könnte sie die Mitgliedsstaaten wirksam von der eigenen Idee überzeugen. Was wiederum zusammen mit der Finanz- und Ukraine Krise zu einem äußerst instabilen Momentum führt. Dieses Momentum kann, wenn es weiter ausgehöhlt wird, bald in einem entscheidenden Moment (wie in Sarajevo vor einhundert Jahren) münden und zu Entwicklungen und Machtpotentialen führen, die sich niemand wünscht – niemand wünschen kann.

1914 war die Generation, die im Krieg 1870/71 war, schon älter. Zwei Generationen lagen dazwischen, heute sind es noch mehr. Solange jedoch diejenigen an der Macht waren, die um die Schrecken des Zweiten Weltkriegs wussten, keimte keine neue Kriegslust in Europa. Doch nun, mit den Provokationen, der Verstärkung der NATO im Osten, den Beitritten zur Europäischen Union und den ungelösten Völkerfragen in vielen ehemaligen Sowjetländern ist es nicht abzusehen, ob diese Bombe, die munter vor sich hintickt, auch zünden wird. Denn wer vermag es schon, in das Gehirn eines russischen Imperialisten zu schauen? Den europäischen Politikern scheint es nicht zu gelingen.

1914 | 2114

Ein Brief an einen Kriegsteilnehmer 1914

Lieber Franz,

ich ahne kaum, wie hart es im Feld zugehen muss, zwischen den Frontverläufen, den Bombardements und den Anstürmen des Gegners, und doch muss ich dir ein weiteres Mal das Gemüt erschweren. Dein allerbestester Freund August ist aus dem Leben geschieden. Wir haben es soeben gemeldet bekommen und die Trauer ist nicht zu beschreiben. Wie viele Träume und Pläne in euch beiden lebten und zur Verwirklichung drangen! Wie viele Schönheiten seine Hände noch erschaffen sollten! Ach, warum muss nur dieser bescheuerte Krieg die besten unserer Zeit dahinraffen! Für wen? Für was? Die Welt krankt an so vielem, warum nur müssen sich jetzt auch

noch Menschen gegenseitig danach trachten, dem jeweils anderen den Kopf einzuschlagen, mit dem Bajonett, einer Kugel, von Angesicht zu Angesicht, oder von oben mit unsichtbaren Bombardements, ohne einen Blickkontakt von Angesicht zu Angesicht! Warum nur müssen diese Zustände herrschen, warum müssen Menschen wie eingepferchtes Vieh in Rinnen hocken, die sie selbst ausheben müssen, damit der Gegner nicht sieht, wie die Truppen hin und her verschoben werden? Sinnloses, grausames Sterben!

Ich traure aber nicht nur um August, unseren Freund, deinen besten Freund, sondern um die Werke, die er nicht mehr malen wird, um die Ideen, die er im Kopf hatte, um die Malerei zu verändern, zu entwickeln, maßgeblich zu gestalten. Wie gut ging es dir, lieber Franz, wenn er in deiner Nähe war, wenn er sich mit dir unterhielt, ihr gemeinsam Pläne austüfteltet, um noch präsenter, noch wirksamer sein zu können. Das alles ist jetzt mit seinem Tod hinfällig. Hinfällig und verloren für alle Ewigkeiten.

Nun sei vorsichtig, dass dir nicht das gleiche Schicksal ereilt wie August! Auch wenn allein die Vorstellung schon traurig genug ist, sollst du wissen, dass wir für dich beten, jeden Tag, damit du heil nach Hause zurückkehrst, um im Schoße deiner Familie deiner Arbeit wieder nachgehen kannst, deiner Kunst, die uns allen so viel bedeutet. Und wenn du dann zurückkehrst, kannst du ja für August malen, Bilder über Bilder, zu Ehren des Gefallenen, zur Huldigung eines großen Künstlers, der noch lange nicht fertig war – so werde du es wenigstens! Kehre zurück und wachse mit deinen Taten und Aufgaben! Kehre zu uns zurück und vollende deine Entwicklung, die dich bis heute und hierhin getragen hat, nur unterbrochen von den Wirren des Krieges, den niemand gewollt haben kann. Bleib am Leben! Für uns, für die Malerei, für die Kunst, für alle Menschen, die sich an deinen Bildern ergötzen und damit ein wohliges Empfinden verbinden. Komm zurück, Franz! Hörst du?! Komm zurück!

Ein Brief an einen Menschen im Jahre 2114

An einen Leser in einhundert Jahren!

Unsere Zeit in Europa ist vor allem durch eine langjährige Zeit des Friedens geprägt, auch wenn es an den Grenzen der Europäischen Union kriselt und immer wieder zu Kriegen und Bürgerkriegen kommt. Die Europäische Union selbst hat sich zu einem beständigen Friedensgaranten entwickelt, der nun jedoch selbst Gefahr läuft, sich selbst zu überholen. Zum einen sind wir Europäer nicht schnell genug, alle Staaten – aktuell sind es 28 – zu integrieren, und zum anderen sind alle Staaten viel zu eigensinnig, da sie nichts von ihrer territorialen Macht abgeben wollen. Was durchaus verständlich ist, wenn man das Ist heute betrachtet, doch was ist das Soll? Was ist ein möglicher Soll-Zustand, der nicht nur das erhalten kann, was wir aktuell

besitzen, sondern diesen noch erweitert? Diese Frage muss sich die Europäische Union, aber vor allem die Mitgliedsländer stellen, denn bisher sind wir zwar schon viel weiter als eine reine Wirtschaftsunion, aber noch weit davon entfernt, ein einheitlicher, föderaler Staatenbund zu sein. Aber genau ein solcher Staatenbund müssen wir werden – und du, Leser einer fernen Zukunft, kannst mit großer Sicherheit bewerten, ob dieses Experiment, das im Prinzip fast einmalig in der Weltgeschichte ist, funktioniert hat oder nicht. Wie gerne würde ich an deiner Stelle sein, da es mich brennend interessiert, was die Zukunft gerade in dieser Frage für uns auf Lager hat. Denn daran knüpfe ich den Fortbestand des europäischen Wohlstands, denn wie sollen wir uns als Einzelstaaten gegen die hochkapitalistischen Megamächte USA, China und Japan zur Wehr setzen, wenn nicht als Allianz? Auf der anderen Seite erfordert aber gerade diese Allianz nicht nur, dass wir uns wirtschaftlich vereinigen und einen riesigen Binnenmarkt künstlich kreieren, um dann zu merken, dass der Rest, vor allem das rein gesellschaftspolitische Feld, nicht kompatibel zueinander ist. Ja, es ist das vielleicht größte Experiment, was passiert, wenn verschiedene Völker über Jahrzehnte sich annähern, auf Augenhöhe, ohne den anderen als eingegliedertes Volk anzusehen, wie es aufgrund von Eroberungen früher der Fall gewesen ist (Alexander der Große, die Römer, die Hunnen, die Chinesen, die Russen...). Goethe schrieb schon vor zweihundert Jahren sinngemäß, dass alles in sich selbst eingehen muss, wenn es keinen Einfluss von außen besitzt. Es gibt wohl kaum eine Zeit vorher in der Menschheit, in der die Chancen auf gegenseitiges Befruchten so gut waren wie in diesen Jahren. Doch wo wird das hinführen? Wird die Kommerzialisierung der Kunst weiter voranschreiten? Wird sich die Kultur dem allgemeinen Kapitalismus unterwerfen und zu einem Teilaspekt desselben werden? Wird sich die unabhängige Kunst irgendwann dem allgemeinen Treiben entgegenstemmen? Und wenn es passieren sollte – was passiert dann mit ihr selbst? Wie die Europäische Union auf eine Zeit der Ungewissheit zusteuert, steuert auch die Kunst auf eine solche Zeit zu. Jetzt könnte man einwenden, dass die Kunst schon immer auf einer Scholle hockte, von der niemand wusste, an welcher Küste sie irgendwann anlanden würde, doch ist es dieses Mal nicht anders? Weil Kunst einen neuen Herrn bekommt, der in persona Künstler mag oder ablehnt? Sondern ein neuer, unpersönlicher Herr: das Geld. Und wenn dieser Herr bestimmt – wie es heute bereits in Ansätzen beginnt –, was Kunst und was keine Kunst ist – wo ist dann die Grenze? Ab wann müssen sich die Künstler dagegen wehren, gegen diese Vereinnahmung? Genau das ist die gleiche Frage, vor der die Europäische Union steht: Ab welchem Zeitpunkt, ab welchem Aggregatzustand muss die Europäische Union den Mitgliedsländern klarmachen, dass es nur eine Wahl gibt: mitmachen oder austreten und schauen, was passiert. Diese Entscheidung wird wohl bereits gefallen sein, wenn du in einhundert Jahren diesen Brief lesen wirst. Ist es die Welt, die ich mir erträume, die weltoffene, stabile Friedenswelt, oder wurden die Entwicklungen der letzten siebzig Jahre wieder zurückgedreht und

es besteht nicht einmal die Möglichkeit, dass du diese Zeilen liest, ohne dass du Gefahr läufst, gegen ein System zu verstoßen, welches dich dafür bestrafen will, dass du freiheitliche Gedanken liest? Liegst du gerade unter einer Decke, leuchtest mit einem elektrischen Licht das Dunkel hinweg und horchst angespannt, dass niemand in deiner Nähe ist? Wobei die Frage natürlich zu stellen ist, ob es überhaupt die Möglichkeit eines elektrischen Lichts noch gibt, wo du dich befindest. Durchaus ist es im Bereich des Möglichen – auch wenn ich es nicht für dich und die Zukunft in einhundert Jahren hoffe –, dass sich das Konzept großer Energiemengen, die quasi permanent für jeden innerhalb der Europäischen Union verfügbar sind, selbst überholt hat. Das Konzept der Energie-Entropie ist gefährlicher, als wir uns das alle gerade vor Augen führen! Was, wenn die ökologische Revolution gegen die Sturheit der Menschheit verloren hat und aufgeben musste? Was, wenn sich die Natur selbst überholt hat, um sich gegen den Menschen und die anderen Lebewesen auf der Welt zur Wehr zu setzen? Das allerdings könnte eine der absurdesten aller Möglichkeiten werden: dass es der Mensch nach Jahrtausenden voller Krieg und Grausamkeiten in Europa endlich geschafft hat, einzusehen, dass solche Massenausrottungen für niemanden einen Mehrwert bringen, und dann wehrt sich die Natur, die man kollektiv angepasst und zur Reaktion gezwungen hat. Du siehst, lieber Leser, in einhundert Jahren: Der Grat, auf dem wir uns gerade in der Europäischen Union bewegen, ist so schmal, dass ich nicht mal weiß, welche Entwicklung die gefährlichste für die nächsten Jahrzehnte sein wird. Da wirst du auf jeden Fall weiter sein. Auf der anderen Seite machten sich die Menschen vor einhundert Jahren (für dich vor zweihundert Jahren) ähnliche Gedanken wie ich heute. Andere Inhalte, aber dasselbe Prinzip. Warum also sollte ich nicht davon ausgehen, dass du dich, indem du diese Zeilen liest, mit derselben Frage auseinandersetzt, was wohl in weiteren einhundert Jahren (für mich zweihundert Jahren) sein wird? Das Schöne und Beruhigende an den Menschen ist ja, dass sich zwar alles ändern kann, aber die Grundkonstanten gleich bleiben. So gehe ich davon aus, dass bei dir die Themen Liebe, Leid, Kunst, Kultur, Freude, Schmerz, Hoffnung, Trauer, Zorn, Leidenschaft und, und, und, dieselben sind wie wir sie heute haben – nur in einer anderen Ausprägung. Warum also sollte mir Angst und Bange sein? Weil ich nicht in die Zukunft sehen kann und Angst davor habe – nein, es ist keine Angst, sondern eine Unbestimmtheit, ein seltsames, unwirkliches Gefühl –, dass wir ohne Reflexion auf eine Situation in Europa zusteuern, die uns nicht gefällt, die wir aber nicht mehr ändern können, wenn der Stein mal ins Rollen gekommen ist. Es gibt für mich immer mehr Parallelen zum Zustand von vor einhundert Jahren, in dem ein singuläres, weltveränderndes Ereignis das Fass zum Überlaufen brachte und plötzlich, wenige Wochen später, die Völker sich untereinander mordeten. Eine Zäsur, aus der der Mensch nicht gelernt hat, wenn wir wieder so blind darauf zusteuern. Wie glücklich musst du sein, der weiß, ob wir Europäer aus der einen fatalen Blindheit gelernt haben oder nicht. Ich für meinen Teil wünsche mir, dass wir gelernt haben – doch

es ist wie immer mit den Menschen, denn nicht alles Ewige an ihm ist schön: Lernen ist einfach nicht seine allergrößte Stärke.

An einem Dezembertag in Boston

Friends! Brethren! Countrymen! That worst of Plagues, the detested tea shipped for this Port by the East India Company, is now arrived in the Harbour: the hour of destruction, of manly opposition to the machinations of Tyranny, stares you in the Face; Every Friend to his Country, to Himself, and to Posterity, is now called upon to meet at Fanenil Hall, at nine o'clock this day, at which time the bells will ring to make united and successful resistance to this last, worst and most destructive measure of Administration...Boston, Nov. 29, 1773.

(Text eines Flugblattes, das den Boykott der englischen Teelieferungen nach Boston 1773 befeuerte, woraus sich die Boston Tea Party am 16.12.1773 entwickelte)

I

Langsam, sich seiner Würde als Mitglied des Unterhauses in Massachusetts und als anerkannter Händler in der Bostoner Kaufmannsgilde bewusst, ging Samuel Adams unter dem tosenden Applaus der Sons of Liberty zum Rednerpult und wartete. Er wartete auf den Moment, in dem er seine Rede peitschend den fiebernden Gleichgesinnten entgegenwerfen würde, eine Rede, die die schon aufgeschäumte Stimmung zum Übersäumen bringen konnte – doch eben genau das wollte Samuel Adams an diesem Abend nicht erreichen. Er wollte nicht erreichen, dass sich die Sons of Liberty von ihrer Begeisterung treiben ließen, denn sein Ziel war es, die Bevölkerung auf die Seite ihrer Bewegung zu ziehen. Samuel Adams wusste, dass es ohne die Bevölkerung nicht ging. Kein Aufstand gegen die Obrigkeit hatte eine Chance, wenn man nicht das Volk hinter sich hatte.

»Die hohen Herren im englischen Ober- und Unterhaus haben in ihrer letzten Session beschlossen, gewisse Zölle aufzuheben!«, begann Samuel Adams demnach auch sachlich und ohne propagandistische Wortwahl. »Auch wenn sie dies nicht aus Milde taten, sondern aus kalter Berechnung, begingen sie zudem den großen Fehler, die Zölle auf den Tee nicht aufzuheben! Wie auch schon zuvor behelfen wir uns mit Lösungen, die uns weiterhin mit Tee versorgen! Dabei muss die Krone erkennen, dass unsere Macht größer ist, als sie allgemein für möglich gehalten hat! Als wir die britischen Tees boykottierten, brachen die Preise ein. Mit den sinkenden Preisen knickte die East India Company ein! Mit der East India Company brach die Krone ein und stoppte das unsägliche Treiben! Aber sie vergaßen die Zölle auf den Tee!«

Samuel Adams machte eine kurze Pause und stellte zufrieden fest, dass sich die Masse der Anwesenden etwas beruhigt hatte, ohne ihre Aufmerksamkeit zu verlieren. Er hatte sie trotz seiner Sachlichkeit in der Hand. Jetzt war es an der Zeit, den Schwung seiner Rede wieder anzuziehen.

»Es kann nicht sein, dass wir als freie Amerikaner kein vollständiges Recht auf Eigentum haben! Es kann nicht sein, dass die britische Krone die Steuern und Zölle festsetzen kann, wie es ihr beliebt! Die Zölle auf die Teeimporte sind nicht mit uns vereinbart! Und damit sind es nicht nur Zölle und Steuern auf die Tees im Allgemeinen, sondern Zölle und Steuern auf jeden von uns, auf jeden Amerikaner!«

Das war es, was die Sons of Liberty hören wollten. Diese direkte Ansprache, dass die britische Krone ungerechte Entscheidungen traf, die von den Kolonisten in der Neuen Welt ausgebadet werden mussten – ohne ein Recht der Mitsprache. Dieses Recht bestand im Prinzip zwar, konnte aber nur von den Wahlmännern wahrgenommen werden, wenn man vor Ort, im britischen Parlament, anwesend war. Dies war nur wenigen vorbehalten, und deren Lobby war nicht gerade eindrucksvoll. Und gerade diese fehlende Mitbestimmung hatte diese jungen Enthusiasten zusammenschworen, seit die Krone unter dem britischen Premierminister George Grenville vor einigen Jahren die Stempelgesetze erlassen hatte.

»Wir dürfen uns nicht zu Sklaven einer britischen Herrschaft machen lassen!«, fuhr Samuel Adams nach der kurzen Pause weiter fort. »Wir dürfen unseren Traum von Freiheit nicht aufgeben, weil wir uns nicht gegen die Krone wehren! Wir müssen uns gegen Gesetze wehren, die uns auf Kosten der Krone benachteiligen, obwohl wir wählende Bürger der Krone sind! Diese Pläne, die die Regierung gegen uns vollführt, sind ein Angriff auf unsere Freiheit! Sie sind ein Angriff auf unser Leben, auf unsere Eigenständigkeit, auf uns als Amerikaner!«

Nun schrie Samuel Adams zu der Masse und sah, was seine Worte in der tobenden Menge auslösten.

»Der Aufstand gegen diese Art der Unterdrückung ist die Pflicht eines jeden Amerikaners! Sie ist die Pflicht eines jeden von uns! Sie muss das Blut sein, das durch unsere Adern fließt! Es muss unser Schicksal sein!«

Es brauchte nicht mehr, um die Masse zu einem wütenden Mob werden zu lassen. In diesem Moment hätte er nur den Namen des Gouverneurs von Massachusetts, Thomas Hutchinson, erwähnen müssen, und er war sich sicher, dass dieser Mob marodierend durch die Straßen zum Haus des Gouverneurs gezogen wäre, um ihn aus dem Bett zu reißen.

Doch Samuel Adams hatte andere Pläne.

»Ihr habt alle schon von der bevorstehenden Ankunft von Teelieferungen durch die East India Company gehört! Die Schiffe werden in unseren Hafen, hier in Boston, demnächst einlaufen! Der geladene Tee soll so billig angeboten werden, dass all unsere Geschäfte, die wir mühsam, mit dem

Schweiß unseres Angesichtes errichtet haben, vor dem Ruin stehen werden, wenn die Preise so gewaltig ins Bodenlose sinken! Deswegen appelliere ich an euch, meine Mitstreiter, dass wir es nicht zulassen, dass diese Ladungen im Hafen gelöscht werden! Wir werden alles tun, um eine Entladung zu verhindern! Und sei es, dass wir die Kapitäne dazu zwingen müssen! Dieser Kampf ist unsere Pflicht! Unsere Pflicht als Amerikaner!«

Samuel Adams blieb auf dem Podest stehen und sah, wie die Menge ihm aufgeputscht zujubelte. Er wusste, dass sie ihm und seinen Worten folgen würden. Doch erst, als er John Hancock im Publikum, an der Seite des Raumes, wahrnahm, wie dieser gerade aus dem Saal verschwand, wusste Samuel Adams, dass die Aussichten nicht schlecht standen. Auch wenn es ihn drängte, seinem Freund im Geiste hinterherzueilen, wusste Samuel Adams, dass er an diesem Abend bei den Sons of Liberty bleiben musste. Er war ihre Stimme und ihr Anführer geworden, der Mann, der die Richtung vorgab, die in diesem Moment nur ein Ziel kannte: den Bostoner Hafen.

II

Die Wut der Sons of Liberty erhielt ihr Ziel nur wenige Tage später, als die Dartmouth in den Bostoner Hafen einlief. Am Pier stand bereits eine große Menschenmenge an Schaulustigen, und auch Kapitän Francis Rotch hatte schon durch die Seemänner des Schleppers vernommen, dass es wohl keinen angenehmen und freudigen Empfang für seine Einfahrt geben würde.

Somit blieb die Stimmung auch gedämpft, als der Kapitän zwar befahl, das Schiff zu vertäuen, aber keinen Befehl zur Löschung der Ladung aussprach. Mit dem Schutz von Soldaten des Gouverneurs verließ der Kapitän das bewachte Schiff und gelangte ohne tätlichen Angriff zur Residenz von Thomas Hutchinson.

Nach einem kurzen Gespräch, in dem der Kapitän wie auch der Gouverneur ihre Sichtweisen darlegten, entschieden sich die beiden, den Weg der Konfrontation auszuschlagen und den Weg des Kompromisses zu suchen. Thomas Hutchinson, der selbst nur noch wenig Rückhalt in der Bevölkerung und noch weitaus weniger Rückhalt unter den Händlern und Politikern der Kolonie hatte, wusste nur zu genau, dass er mit der Schaffung eines Präzedenzfalles seinen eigenen Fall heraufbeschwören konnte. Aber so weit wie der Kapitän wollte er auch nicht gehen. Dafür war Thomas Hutchinson ein viel zu eiskalt berechnender Machtmensch.

Um Zeit zu gewinnen und darauf zu hoffen, dass die Bostoner in der winterlichen Kälte des Dezembers die Lust an einem offenen Streit im Hafen verlieren würden, erklärte der Gouverneur, dass die Dartmouth seit dem Einlaufen und Festmachen im Hafen dem Bostoner Zollamt unterstellt sei. Der Tee verbleibe aber vorerst auf dem Schiff.

Diese sich ergebene Pattsituation war auch für Samuel Adams und John Hancock besonders delikat, denn sie wussten genau, was der Gouverneur mit dieser Hinhaltenaktik bezweckte.

Während das Schiff nur im Hafen lag, gab es keinerlei Grund, etwas dagegen zu unternehmen. Und da der Gouverneur den Vorschlag des Kapitäns abgelehnt hatte, wieder in Richtung der britischen Inseln auszulaufen, weil er darauf bestand, dass die anfallenden Importzölle gezahlt werden sollten, bewegte sich rein gar nichts. Das einzige, das Bewegung in die festgefahrene Situation bringen konnte, war das Ultimatum, das Hutchison gesetzt hatte, um den Kapitän zum Einschwenken zu bewegen.

III

Das Ultimatum näherte sich seinem Ende, und Francis Rotch, der Kapitän der Dartmouth, sah sich gezwungen, zu handeln, da ihm drohte, zwischen Pest und Cholera wählen zu müssen. Inzwischen waren auch zwei andere Schiffe aus England eingetroffen, die Eleanor und die Beaver, deren Kapitäne vor demselben Problem standen und ihnen ebenfalls keine Ausweichmöglichkeiten einfielen.

Kapitän Rotch setzte somit alles auf eine Karte und startete den letzten Verhandlungsversuch mit dem Gouverneur, indem er sich der aufgebrachten Versammlung der Sons of Liberty stellte, die sich im Old South Meeting House eingefunden hatte.

Die Versammlung war deswegen so aufgebracht, weil das Gerücht durch Boston zog, dass die drei Schiffe alsbald die Löschung ihrer Ladung beginnen wollten, und Kapitän Rotch ließ sich dazu drängen, mit einem allerletzten Versuch zum Gouverneur zu gehen, um dort das Auslaufen ohne Zahlung der Importzölle zu erreichen.

Der Gouverneur hörte sich ein weiteres Mal die Klagen des Kapitäns an und entschied, ohne groß mit der Wimper zu zucken, dass er sich nicht von einigen Bostoner Händlern – mit Namen Hancock und Adams – herumschubsen ließe, und beschied das Verhandlungsangebot des Kapitäns abschlägig.

Als der Kapitän mit der Antwort des Gouverneurs zurück zu den Mitgliedern der Sons of Liberty kam, entbrannte deren Zorn, und der wütende Mob zog durch die Straßen in Richtung des Hafens. Da niemand der Mitglieder mit einer Zustimmung gerechnet hatte, war man auf das, was jetzt geschehen sollte, gut vorbereitet.

Verkleidet als Mohawk-Indianer – mit Federn in den Hüten, Kriegsbemalungen im Gesicht und einem Beil in der Hand – gelangte man in den Hafen, stürmte mit der Macht der Massen an Schaulustigen auf die Wachsoldaten des Gouverneurs zu und sah ohne eine gewaltsame Aktion mit an, wie die verschreckten Soldaten die Flinte ins Korn warfen und flohen.

Auch die Seeleute zogen sich beim Anblick der grausam aussehenden Angreifer in die Ecken des Schiffs zurück und ließen es zu, dass die Frachträume geöffnet wurden. Einer nach dem anderen

Indianer verschwand darin, während andere mit wilden Grimassen und dem Schwingen ihrer Beile dafür sorgten, dass niemand auf den Gedanken kam, diese Inbesitznahme zu stören.

Alles lief friedlich ab; die mehr als vierhundert Kisten voll mit Tee wurden an die drei Decks geschafft, ehe einer der als Indianer verkleideten Angreifer die Tat ergriff und die erste Kiste öffnete. Langsam und mit großer Strahlkraft trug er die Kiste an die Reling und ließ den Tee in das schwarze Wasser des Bostoner Hafens rieseln.

Während die anderen an Bord seinem Beispiel folgten und nacheinander die Kisten aufrissen, sahen die Schaulustigen in friedlicher Ruhe zu und verhinderten zudem, dass Nutznießer die Blätter aus dem Wasser fischten.

Bis tief in die Nacht verlief das ungewöhnliche Löschen der Ladung der drei Schiffe, und als die versammelten Menschen den Hafen von Boston verließen, schwammen mehrere Tonnen Teeblätter durchweicht im Wasser herum und bedeckten das dunkle Wasser.

Auch Samuel Adams kam spät in der Nacht ins Bett und war bereits wieder früh auf den Beinen. Obwohl er nur wenig geschlafen hatte, fühlte er sich befreit – befreit von einem jahrelangen Joch, das von fremder Hand des momentanen englischen Premierministers Lord North über die Kolonien verhängt worden war, und weit am Horizont vermeinte er die Glocken der Freiheit zu hören, die drei Jahre später zur Erklärung der Unabhängigkeit führen sollten.

IV

An diesem Tag eins nach den Ereignissen der Nacht, die als Boston Tea Party in die Geschichtsbücher eingehen sollte, notierte Samuel Adams in seinem Tagebuch: Gestern Abend wurden drei Ladungen Bohea-Tee ins Meer geschüttet. Heute Morgen segelte ein Kriegsschiff los. Dies ist die bisher großartigste Maßnahme. Dieses letzte Unternehmen der Patrioten hat eine Würde [...], die ich bewundere. Das Volk sollte sich nie erheben, ohne etwas Erinnerungswürdiges zu tun – etwas Beachtenswertes und Aufsehen Erregendes. Die Vernichtung des Tees ist eine so kühne, entschlossene, furchtlose und kompromisslose Tat, und sie wird notwendigerweise so wichtige und dauerhafte Konsequenzen haben, dass ich sie als epochemachendes Ereignis betrachten muss.

Und dieses Ereignis machte Epoche!

Zyklus

Menschen, die in ihrem Beruf keinen Stress kennen, können kaum nachvollziehen, wie schwer es für jene Menschen ist, die die gesamte Zeit über Stress als wachsamen Begleiter haben, einmal Ruhe zu finden.

Ich selbst habe es übertrieben. Mehrfach bin ich bis an den Rand meiner Kräfte gegangen und zuweilen weit darüber hinaus. Habe die ersten Anzeichen übersehen, aktiv übersehen, sie einfach weggelogen und mich mit Mittelchen und ganz kurzen Ruhephasen erneut in meinen eigentlichen Rhythmus zurückgebracht, der nur eine Richtung kannte: Arbeiten unter Vollast!

Die Quittung erhielt ich noch vor meinem vierzigsten Geburtstag: Ich war ausgebrannt! Bis zum letzten Tropfen war mein Tank leer gefahren, und es schien, als ob diese Kraft niemals wiederkehren würde. Wie bei einem Dieselmotor, den man nicht leerfahren darf, sonst bekommt man ihn nicht mehr so leicht gestartet.

Man brachte mich in ein Sanatorium, damit ich mich von meinem Zusammenbruch erholen konnte. Doch es wollte sich keine Besserung einstellen. Tagelang, ach, was sage ich, wochenlang versuchten die Verantwortlichen mit allerlei Mittelchen und Aktionen, mein körperliches Selbstwertgefühl zu steigern – doch alles half nichts.

In diesem Moment, in dem Erkennen, dass man am Ende ist, dass es keinen einfachen Weg aus der Sackgasse gibt, das ist der Moment, in dem man zur Antwort gezwungen wird, was man mit seinem restlichen Leben noch alles anfangen will. Wie man den Zyklus des alltäglichen Kampfes gegen die eigene, eigentliche Natur durchbrechen kann, um einen neuen Zyklus aufzusetzen, eine neue Zeitrechnung aufzumachen, sich selbst wieder in den Lebensmittelpunkt zu stellen.

Und eben jenes Gefühl, sich aus dem eigenen Lebensmittelpunkt entfernt zu haben, um dort so etwas Lebloses wie die an sich fremde Arbeit zu platzieren – Macht oder Vermögen scheint in diesem Zusammenhang substituierbar zu sein –, jenes Gefühl ist für viele Menschen unbegreiflich. Wie für mich unbegreiflich war, dass sich manche Menschen mit dem Wenigen zufriedengeben können, das sie besitzen.

Ich war also in diesem Sanatorium und fand nicht zu mir zurück. War ich vielleicht schon aufgebraucht? Oder so stark eingerostet, dass ich mich nicht wiederfinden konnte? Oder hatte ich mich vielleicht sogar aktiv dazu entschieden, mich selbst zu verlieren? Auszuschließen war so etwas nicht ernsthaft.

Wie konnte ich mich also wiederfinden? Niemand wusste es – zumindest traf ich niemanden, der es mir sagen konnte.

Diese Zeit war eine der dunkelsten, wenn nicht gar die dunkelste meines gesamten Lebens, und ich war nicht selten froh darüber, dass ich bisher keine Zeit für den Aufbau einer Familie gehabt hatte, sonst hätte ich mit ansehen müssen, wie diese zusammen mit mir unterging.

Eines Tages aber kam dann die Erlösung, und zwar an einem Ort, an dem ich sie niemals vermutet hätte. Aber wer denkt, dass die Lösungen des Lebens so einfach auf der Straße herumliegen oder sich vor dem geistigen Auge einfach einstellen, dem soll gesagt sein, dass es Momente im Leben gibt, in denen man nicht mal das Problem sehen kann, zu dem die Lösung fehlt. Doch als sie vor

mir stand, glasklar und so rein, wie sie nur sein konnte, da ahnte ich, dass es mir bald wieder gut gehen würde.

Am Ende war es ein einfaches Ritual: die rituelle Zubereitung einer Teezeremonie.

Bei einer alten Frau sah ich, wie sie eine gebundene Teerose in ein Glas legte, nicht mehr kochendes Wasser darüber kippte und zusah, wie sich die Teerose langsam, Moment für Moment, öffnete und die immense Pracht ihrer Blütenform preisgab. Es war, als ob die gebundene Teerose einen stillen Tanz für mich aufführte, einen, der nur für mich bestimmt war, wie in Trance. Die gesamte Zeremonie dauerte Minuten, in denen ich mich völlig in dem Anblick und dem Geschehen verlor, und je tiefer ich mich darin einlas, welche Zeremonien es bei der Zubereitung von Tee gab – traditionelle wie moderne –, desto mehr lernte ich über mich selbst kennen.

Meine Nervosität legte sich beim Betrachten eines Aufgusses, dessen Blätter das klare Wasser in leuchtende Farben eintrübten.

Meine Schwermut verflog, wenn ich mit ansah, wie die Teeblätter nach und nach vom oberen Rand wie durch Zauberhand auf den Boden des Glases langsam, wie im sanften Sinkflug, niedersanken. Mein Stress ließ nach, nachdem ich verstanden hatte, wie die Pracht einer solchen Teerose, die nach und nach aufging, auch die Pracht meiner Seele darstellte, die nach und nach aufgehen konnte, wenn ich verstand, was meine Aufgabe war.

Mein Glück kam plötzlich auf, als ich spürte, wie fein die unterschiedlichen Teesorten von meinem Geschmackssinn aufgenommen wurden, wie lieblich oder herb selbst das Bild in der Tasse war, dessen Farben zu meinen Farben wurden.

Wie rituell wurde ich, als ich die Teezeremonien erlernte, und wie ruhig und bescheiden – auch mir gegenüber – wurde ich, als ich verstand, dass auch meine Arbeit eine Art Zeremonie ist, die ich jeden Tag von neuem durchleben würde.

Und so verstand ich, dass ich das, was ich durch das Teetrinken lernte, auch für mein Leben übernehmen konnte, und als ich das gelernt hatte, verspürte ich das erste Mal seit langem Momente des Glücks.

Und als ich das Glück verspürte, das mich durchflutete, spürte ich mich wieder, strahlte von innen heraus, fand einen Lebenspartner und damit meinen Frieden mit der Welt, in der ich mich früher wie ein Fremdkörper gefühlt hatte.

Am erstaunlichsten aber war, dass ich nicht mal meine Arbeit wechseln musste, nein, ich konnte weiterarbeiten wie früher, nur entspannter und mir selbst gegenüber wertgeschätzter. Und wer hätte ernsthaft daran gedacht, dass sich dadurch die Qualität meiner Arbeit noch steigern ließ?

Niemand! Am wenigsten die Menschen, die sich niemals in einer solchen Situation befunden hatten.

Chaos

Der Gipfel war bereits in Sichtweite. Der Luftdruck wurde geringer, und das einzige, das wuchs, war die Angst, kurz vor dem Ziel zu scheitern und damit an sich selbst. Den letzten Baumbewuchs hatten sie schon lange hinter sich gelassen und inzwischen war es nur noch steiniges Geröll, das am Hang in völliger Ruhe dalag. Den Aufstieg kurz vor dem Ende mit einem solchen Risiko behaftet zu sehen, konnte einen klar denkenden Menschen zu schaffen machen, doch er war schon lange nicht mehr klar denkend. Seine, dem Gipfel geschuldete Sauerstoffarmut und der fehlende Druck in der Luft ließen ihn sehr flach atmen. Er stand nicht sicher auf den Beinen und kämpfte mehr und mehr mit sich selbst anstatt gegen den Berg, musste allem standhalten, das sich ihm in den Weg stellte, und konnte dabei nur verlieren. Sein Wille war es, er musste weitergehen, gegen die Schmerzen, er wollte miterleben, wie es ist, wenn man an die Grenzen kommt, wie es sich anfühlt, wenn die Natur stärker ist, wenn ein Leben an seine Grenzen stößt und dann mitunter daran abprallt. Würde ein Jüngerer den Berg viel leichter besteigen? Vielleicht mit einem Laufschrift nach oben hetzen, mit viel mehr Kraft voranstiefeln, steil bergan, mit mehr Standhaftigkeit, eiserner Ernsthaftigkeit, federnder Dynamik, Durchhaltevermögen? Lag es an ihm, dass er zu scheitern drohte, an seiner offensichtlichen körperlichen Schwäche, die ihm immer mehr bewusst wurde? Es schien, dass ein Film vorbeizog, in grauen Bildern vor seinem geistigen Auge, und mit jedem Schritt, den er nach oben stolperte und den er kaum noch zu registrieren fähig war, mit jedem Posten, den sie auf dem Weg nach oben passierten, bekam er einen Eindruck von der Schwere des Lebens, auf das er immer so viel Wert gelegt hatte. Neben den grauen Steinen unter seinen Füßen spürte er irgendwann den nackten Stein des Gipfels, der sich so nahe vor ihm befand, dass er kaum wahrnahm, wie viele Schritte er sich vorankämpfte, wie viele Jahre seines Lebens er einsetzte, wie er auf diesen Moment hingearbeitet hatte, dass er bald oben stand, denn er hatte sich durchgebissen, das Chaos in seinem Inneren besiegt und damit sich selbst belohnt.

Abhang

Mit voller Spannung steht er am Start, hört die heruntertickende Zeit, beugt sich nach hinten, um Schwung zu holen, und stößt sich aus dem Startloch auf die Piste.

73,2 % Gefälle, 159 Meter bis zum ersten Tor, dann leichter Schwung nach rechts. Starke Kompressionen beim Sprung, dann geht es bei mehr als 100 km/h hart nach links. Durch eine eisige Kurvenkombination, es ist nicht leicht, die Position zu halten, denn dauernd will der Ski nach außen ausbrechen. Eine kurze Erholung ist das lange Gleitstück, auf dem er in der tiefsten Hocke sein muss, paketartig zusammengedrückt, um möglichst wenig Angriffsfläche für den Wind zu

bieten. Die Oberschenkel haben volle Belastung, der Kopf kann dafür kurz ausruhen. Doch dann geht es gleich weiter; ab jetzt herrschen unterschiedliche Lichtverhältnisse bei wieder stark steigender Geschwindigkeit. Ein Wechsel der Richtung, hin und her, ein fast direkter Blick in die Sonne und blindes Einbiegen in eine Kurve, die man nur erahnt. Es geht gut und ein zweites Gleitstück ist erreicht, doch dieses Mal mit sehr vielen unebenen Stellen, die durch die Skier bis in die Knie und noch höher durchschlagen. Ohne Pause geht es in den letzten Streckenabschnitt, in eine recht einfache Kurve – wenn man den großzügigen Winkel richtig trifft.

Es ist nicht das Einfädeln, der technische Fehler, den er begeht, sondern die Bodenwelle, die ihn erfasst, just als er gerade aus dem Gleichgewicht kommt. Diese schleudert ihn mitsamt seiner gesamten Geschwindigkeit in die Lüfte, lässt ihn abheben, so hoch vom Boden, als würde er auf der Streif den Schlussabhang hinunter ins Ziel segeln. Doch dieses Mal unkontrolliert – völlig unkontrolliert.

Den sportverrückten Vater hatte er noch besuchen wollen, doch dafür hätte er ein Training schwänzen müssen. Mit der Mutter wollte er sich noch aussöhnen, der Streit dauerte einfach schon viel zu lange und war aus einem nicht sehr wichtigen Grund entstanden. Die Schwester hatte er vor kurzem noch gesehen, aber aus irgendeinem Grund waren sie im Unfrieden auseinandergeschieden, weil er sich über ihre Entscheidung, einen Handwerksberuf dem Studium vorzuziehen, lustig gemacht hatte. Seine Ex-Verlobte war inzwischen von einem anderen schwanger und er immer noch allein. Er sollte aber der Patenonkel des Kindes werden, da sie sich immer noch gut verstanden. Er hätte die Auszeichnungen persönlich annehmen sollen, die ihm in der letzten Zeit von den Experten zugedacht wurden, doch er musste trainieren. Er hätte stärker auf seine Fans zugehen sollen, doch er musste noch mehr trainieren. Er hätte mehr leben sollen, doch dann hätte er weniger trainieren können und wäre nicht so erfolgreich gewesen. Dann hätte er keine Auszeichnungen erhalten und weniger Fans gehabt. Außerdem kein Ruhm, aber vielleicht ein Leben.

In dem Moment, in dem er mit seinem Kopf auf den eisigen Schnee aufschlägt, senden seine Schmerzrezeptoren ins Nichts.

Druck

Der Druck wuchs stetig. Mit jedem Tag fühlte sich Falk mehr und mehr in die Enge gedrängt. Der Druck kam von oben, von unten, von der Seite – überall her, selbst aus Richtungen, aus denen er es niemals erwartet hätte. Doch einige andere Abteilungsleiter pflichteten ihm bei, dass das nichts Ungewöhnliches in einem Konzern war, in dem als oberste Maßgabe eine sauber durchgeführte Dokumentation galt – der allgemeinen Compliance-Regeln wegen. Compliance, im Grunde

ethische Vorschriften, von denen man ausgehen sollte, dass jeder normale Mensch diese Regeln im Schlaf anwendet. Doch diese Regeln waren notwendig geworden, da sich die Menschen von der Macht und dem Stress, der das Urteilsvermögen stark beeinträchtigt, zu äußerst kurzfristigen und unüberlegten Entscheidungen hinreißen ließen, bei denen jeder menschenwürdige Anstand vermisst werden konnte. Compliance war das neue Schlagwort, mit dem der Konzern Jagd auf Mitarbeiter machte, vor allem in den unteren Führungsebenen, die es nicht so genau mit der Ethik und Moral nahmen. Und Falk war ein Mitarbeiter, der nicht umsonst im Ruf stand, über Leichen zu gehen.

Während die anderen Abteilungsleiter um ihn herum studierte Köpfe waren, denen alles zuzufliegen schien, hatte sich Falk vom einfachen Sachbearbeiter hochgedient, war hohe Risiken eingegangen und bisher auch immer für sein Engagement belohnt worden. Aber mit jeder Stufe die Karriereleiter hinauf wurde das Eis dünner, auf dem er stand, und jenes, auf dem sich Falk im Moment befand, hatte schon kaum zu übersehbare Risse. Falk wäre aber nicht Falk, wenn er abwarten und sich nicht gegen diese Risse wehren würde. Mit dem einzigen Mittel, das er kannte: diejenigen, die für die Risse verantwortlich waren, vorher in den Abgrund zu stoßen.

Es ist ein unumstößliches Gesetz, dass man sich mit steigender Machtfunktion innerhalb einer hierarchischen Organisation einsamer und einsamer fühlt. Falk hatte diesen Weg mitgemacht: vom Kollegen, mit dem man über alles sprechen konnte, zum Teamleiter, der noch nahe genug bei den Kollegen war, um keine allzu große Distanz aufzubauen, dann zum Unterabteilungsleiter, bei dem er schon für mehr als vierzig Mitarbeiter verantwortlich war, die allesamt nicht mehr seine Freunde und guten Kollegen sein konnten, hin zum Abteilungsleiter mit knapp zweihundert Mitarbeitern, die zum Teil so weit von ihm entfernt waren, dass er nicht mit absoluter Sicherheit sagen konnte, dass er alle von ihnen mit Namen kannte. Mit jedem Schritt wurden die Aufgaben, die er zu erfüllen hatte, immer weniger detailorientiert, sondern mehr high-level, mit dem Anspruch, die Einzelthemen in die große Gesamtstrategie des Konzerns einzufügen. Außerdem erhielten spätestens seit seiner Zeit als Unterabteilungsleiter alle Themen eine wachsende unternehmenspolitische Ausrichtung, sodass er mehr und mehr Zeit damit verbrachte, gegen eine Vielzahl von Windmühlen zu kämpfen, als dass er basisstrategische Arbeit verrichtete.

In diesem schwierigen, sehr von persönlichen Zu- und Abneigungen abhängigen Club der Mächtigen des Konzerns hatte sich Falk nach seinem Aufstieg mit den studierten Köpfen angelegt. Das Ergebnis war, dass nicht nur der Konzernvorstand, sondern auch das Controlling und seine eigenen Unterabteilungsleiter auf ihn Druck ausübten, sodass Falk kaum noch entscheiden konnte, welchen Weg er gehen wollte – denn jeder Weg bedeutete, dass er mindestens einem den Weg abschnitt. Entschied er sich für den Konzernvorstand, bekam er Widerstand von unten, verbündete er sich mit dem Controlling, war alles unsicher, und wenn er sich mit seinen

Mitarbeitern solidarisierte, konnte es passieren, dass er auch unangenehme Themen zum Vorstand tragen musste, die dieser sich nur sehr ungern anhörte. Und ein ausgleichender Charakter war Falk allemal nicht – ganz im Gegenteil.

Aber welche Mächtigen innerhalb eines Unternehmens sind die gefährlichsten? Die Intelligenten, die wissen, dass sie intelligent genug sind, als dass ihnen bei krummen Dingen niemand auf die Schliche kommt? Oder die Dummen, die nur durch Glück und Gerissenheit nach oben gekommen sind, weil sie am richtigen Ort zur richtigen Zeit waren und sich das genommen haben, was ihnen bei näherer Betrachtung gar nicht zustand? Oder die so genannten mittleren Charaktere, denen die ganze Bandbreite zur Verfügung steht – von der Intrige bis zum Best-Buddy?

Falk war der dritte Typ, von mittlerer Intelligenz, mittlerer Führungskompetenz, mittlerem Sinn fürs Politische. Das Einzige, bei dem er überdurchschnittlich war: Er konnte die brennende Lunte riechen, die ihn zu versengen drohte. Und sie brannte, nein, sie stank dermaßen, dass er aufwachen musste. Viel zu lange hatte er die unliebsamen, aber notwendigen Richtungsentscheidungen vor sich hergeschoben, und nun war es kein Wunder, dass er über den ihm gebliebenen Flurfunk mithörte, dass er bald schon gegen einen anderen Abteilungsleiter ausgetauscht werden sollte. So gut funktionierten seine Kanäle noch, wenn sie ihm auch nicht sagen konnten, aus welcher Richtung diese Gerüchte kamen. Er wusste nur, dass an Gerüchten meistens auch ein wahrer Kern war – das war immer seine Strategie gewesen, denn im Verbreiten und Verstärken von Gerüchten war er selbst ein Meister gewesen –, und so wusste er, dass er der Ursache des Gerüchtes nur auf die Spur kommen musste, um herauszufinden, wer an seinem Stuhl sägte. Sollte er diesen Umstand klären können, mit dem vollen Risiko, dass er auch den Falschen erwischen konnte, dann galt es, schneller zu sägen als der andere. Denn diesen Vorteil hatte er schon immer gehabt: Er wusste, wie man bedingungslos an den Stühlen anderer sägt, während sich die meisten anderen erst einmal darüber klar werden mussten, ob sie das Risiko eingehen wollten – denn ein offener Krieg zwischen zwei Abteilungsleitern führte nur in den seltensten Fällen dazu, dass der Überlebende unbeschadet aus der ganzen Affäre hinauskam.

Falk wusste, dass er seine eigentliche Arbeit für eine gewisse Zeitspanne würde ruhen lassen müssen, wenn er dem Übel auf die Spur kommen wollte. Um das zu arrangieren, suchte er sich eine nebulöse Aufgabe, die niemand so richtig anpacken wollte – mit dem Hintergrund, dass es niemanden wirklich interessieren würde, wenn das Ergebnis kein produktives wäre –, und indem er seine Unterabteilungsleiter versammelte, delegierte er an sie einige seiner Aufgaben, um sich diesem nebulösen Thema widmen zu können. Seine Unterabteilungsleiter nahmen diese neue Aufgabenverteilung ohne Widerspruch zur Kenntnis, denn sie alle wussten, dass die Karten unter der Führung eines neuen Abteilungsleiters sowieso neu gemischt würden. Nach einer guten Stunde waren die Unterabteilungsleiter aus dem Büro, und Falk konnte sich daranmachen, den Gerüchten

auf die Spur zu kommen. Da er die Spielchen kannte, die hinter dem Rücken der Abzuschießenden gespielt wurden, hatte er die Reaktion seiner Unterabteilungsleiter sehr genau beobachtet, doch unter ihnen keinen gefunden, der direkt an dem Absägen beteiligt zu sein schien – allenfalls als Mittelsmann, um die nötigen Informationen zu besorgen. Aber dafür hatte Falk über die letzten Jahre gesorgt: Beim Ausscheiden oder dem Abwandern eines Unterabteilungsleiters war er stets so vorgegangen, dass er sich für den nachzubesetzenden Posten einen potentiell schwachen Gegner aussuchte, damit er keinen Aufstrebenden in seinen Reihen hatte, den er bald schon nicht mehr kontrollieren konnte. Alles in seiner Abteilung war perfekt durchgeplant und auf eine maximale Abschottung von unten gebaut, sodass der Druck eigentlich nur von außen kommen konnte. Den Vorstand schloss er indirekt aus, denn die würden – bis auf einen fiesen Typen, der es gerne sah, wenn andere litten – nicht diese Schleichwege gehen, sondern ihm die Pistole auf die Brust setzen, um ihn zu einem Richtungswechsel zu zwingen. Es konnte nur einer seiner Kollegen auf derselben Ebene sein! Zu diesem Schluss kam Falk von alleine; jetzt musste er sich nur noch schlau machen, wer unter der Gruppe seiner Gegner der Wortführer war.

Das Überleben im mittleren Management eines Konzerns war mit den Spionagetätigkeiten im Kalten Krieg gleichzusetzen – so versinnbildlichte sich Falk immer seine Situation. Aus diesem Grund hatte er über die Jahre seiner Tätigkeit als Abteilungsleiter in nahezu jeder gegnerischen Abteilung Spione aufgebaut, die ihm regelmäßig Informationen gaben; eben jene Spione musste er nun anzapfen. Jedoch ohne, dass sein Nachbohren allzu sehr auffiel, denn auch seine Spione sprachen in ihren Teams, und wer weiß schon so genau, ob ein Spion nicht auch ein Doppelspion sein konnte?

Vorsichtig tastete sich Falk vor; mit dem einen ging er Mittagessen, beim nächsten kam ihm der Zufall zu pass, dass etwas in dessen Familie passiert war, sodass er zu einem unverfänglichen Gespräch vorbeigehen konnte, beim dritten kam ihm eine Einladung zum Joggen gerade recht, die er sonst immer ignorierte, und zum vierten ging er ganz einfach, weil dieser Geburtstag hatte. Immer versuchte Falk in den Gesprächen nicht nur die Worte selbst aufzunehmen, den gesagten Inhalt, sondern auch die Gestik und Mimik, die Spannung in der Stimme, die Variation der Tonhöhen und allgemein die gesamte Art und Weise der Informationsweitergabe. Bei zweien merkte er gleich, dass sie ihm gegenüber reserviert waren; daraus konnte er schließen, dass sie schon von den Gerüchten um seinen baldigen Abschied wussten und sich nun entscheiden mussten, ob sie auf dem sinkenden Dampfer bleiben wollten oder sich vorher von ihm verabschiedeten. Derjenige, mit dem er joggen ging, sprach hingegen frisch und frei von der Leber weg, erzählte, was ihm sein Teamleiter und Unterabteilungsleiter alles anvertraut hatten, und half Falk, das Bild ein wenig genauer zu sehen. Inzwischen hatte er ein gutes Gefühl dafür, welche Abteilungsleiter sich gegen ihn verbündet hatten, und zu seinem Erstaunen waren es eben nicht jene, die er erwartet

hatte, sondern gerade die, die er auf seiner Seite wählte. Einem vorne herum ins Gesicht lächeln und hinterrücks das Messer zum Zustoßen halten!

Das Gespräch mit dem vierten Spion bestätigte diese Meinung nur noch, ohne dass dieser viel erzählen musste – Falk hatte ein fertiges Bild im Kopf. Es würde nicht leicht werden, da sich gleich drei Abteilungsleiter gegen ihn verschworen hatten, doch er wusste, dass einer aus dieser Gruppe der Anführer war. Gegen diesen zu schießen, konnte nur unweigerlich zu seinem eigenen Ende führen, da dieser Abteilungsleiter so fest im Sattel saß und hervorragende Ergebnisse brachte, dass der Kampf keiner auf Augenhöhe wäre. Somit musste er sich einen der beiden anderen aussuchen, und er wusste auch schon welchen. Denn einer seiner vier Spione hatte im gleichen Atemzug davon gesprochen, dass er gehört habe, wie man auch an dem Stuhl des anderen Abteilungsleiters sägen würde, der nur noch von dem starken Partner geschützt und gehalten wurde. Wenn es Falk gelänge, diesen einen aus dem Weg zu räumen, könnte das allen zeigen, dass er doch fester im Sattel saß, als alle meinten, und dem gegnerischen Trio einen solch heftigen Schlag versetzen, dass er wieder seine Ruhe finden könnte.

Falks Schlachtplan stand – jetzt musste er sich nur noch über die Taktik Gedanken machen: ein frontaler Angriff oder sollte er über Schleichwege versuchen, seine Ziele zu erreichen? Angesichts der Tatsache, dass sein Stuhl bereits sehr wackelig wirkte, blieb ihm nicht sehr viel Zeit für taktische Spielchen, sodass nur ein Angriff mit voller Breitseite eine richtige Wirkung erzielen konnte – und wie es der Zufall wollte, kam ihm das richtige Gerücht gerade zupass: Der ausgesuchte Abteilungsleiter sollte eine Affäre mit einer Mitarbeiterin aus seinem Team haben, einer verheirateten Frau, deren Reputation und Integrität weit über die eigene Abteilung hinausging. Wenn es also Falk gelingen würde, dieses Tächtel-Mächtel aufzudecken, vermochte er zum Gegenschlag auszuholen, den niemand erwartete. Das Geniale an dieser Taktik war, dass es nicht mal ein fachlicher Angriff sein musste, in dem die Geschütze, die auf ihn gerichtet waren, durchaus Gegenfeuer leisten konnten. Süffisant lehnte sich Falk in seinem Schreibtischstuhl zurück und malte sich aus, was passieren würde, wenn er die beiden auf frischer Tat ertappte – im Kopiererraum, im Heizungskeller oder wo auch immer –, doch er wusste ebenso gut, dass das niemals passieren würde. Er brauchte einen anderen Schlachtplan und wiederum kam ihm der Zufall zur Hilfe.

Einer von seinen jungen Mitarbeitern, die sich nach dem Studium noch besonders profilieren wollten, schickte ihm eine E-Mail mit einer Analyse, die er laut Konzernvorschriften und Betriebsvereinbarungen nicht machen durfte. Deswegen schickte der Mitarbeiter auch nur Falk diese Ergebnisse zu, und Falk erinnerte sich schwach daran, dass er diese Analyse irgendwann einmal in Auftrag gegeben hatte. Ihr Inhalt war, herauszufinden, welche Mitarbeiter die Konzernpoolings der Telefon- und Datenverbindungen besonders belasteten. Als Falk die Datei

öffnete und die Ergebnisse sah, erkannte er sogleich die Brisanz dieser Daten. Da er selbst früher ausgiebige Datenanalysen gemacht hatte, konnte er blind zwischen den riesigen Datentöpfen hin- und herspringen, filterte die Nummer des Abteilungsleiters heraus, ließ sich über Querverweise die Einzelnachweise der Anrufe in einer gesonderten Tabelle ausweisen und sah gleich, dass sein Opfer zumeist mit zwei Nummern telefonierte: mit einem Festnetzanschluss und einer Handynummer. Schnell fand Falk über die Stammdaten der Personalabteilung heraus, dass der Festnetzanschluss der eigene Privatanschluss war, doch die Handynummer war nirgendwo in den Personaldaten zu finden. Es musste eine private Nummer sein, und so gab er einer unbedarften studentischen Hilfskraft den Auftrag, zwölf beliebige Nummern zu prüfen, die sich Falk aus der Datei gezogen hatte. Ein nebulöser, fadenscheiniger Grund reichte dem Studenten, der beinahe schlotternd vor dem so scheinbar mächtigen Abteilungsleiter gestanden hatte, um sich an die Arbeit zu machen, und als die Liste binnen weniger Minuten zurückkam, wusste Falk, dass sein Geschütz nicht nur auf den anderen Abteilungsleiter gerichtet war, sondern nun auch mit einer Sprengladung bestückt war, die nicht nur einen kleinen, sondern einen Flächenbrand auslöste, in dem mindestens ein Abteilungsleiter zum Opfer werden würde.

Der Wanderer

Der Wanderer hatte sein Ziel fest im Blick und schien dennoch noch weit davon entfernt zu sein. Den Gipfel hinan richtete er seine Augen und wusste, dass er die alte Burg von dieser Stelle des Berges aus sehen würde. Als er endlich schnaufend und mit verausgabten Kräften sein anvisiertes Ziel erreichte, ließ er sich auf einen Steinblock nieder und schaute gen Sonne, die hinter der Burgspitze stand und das vor ihm ausgebreitete Tal hell erstrahlen ließ. Durch die Wolken gleißte das Licht in verschiedenen Sphären und malte sonderliche Konturen auf den Boden und die Wälder, mal schattig, mal sonnig, aber immer mit einer raumgreifenden Helligkeit.

Langsam packte der Wanderer eine Wegration aus seinem Rucksack, trank etwas und begann, die mitgebrachte Wurst zu zerkleinern, als er unvermittelt den Kopf hob und etwas zu sehen bekam, von dem er bis ins Mark erschrocken zurückblieb. Aus der Sonne hatte sich ein gleißendes Etwas gelöst und auf den Weg zur Burg gemacht. Wie eine sanfte Feder sank dieses Etwas Richtung Burg nieder, leicht schwankend, sodass der Blick des Wanderers wie gebannt war.

Wie viele Minuten vergingen, konnte der Zuschauende nicht sagen; nach einer geraumen Weile stand dieses Etwas als leuchtender Punkt über der Burg und schien zu warten. Worauf, das wusste der Wanderer nicht, aber als die Sonne hinter der Wolke hervorkam und das Tal vollends bestrahlte, verband sich dieses Etwas mit der Sonne und gab die Strahlkraft weiter an die Burg, sodass diese hell erleuchtet wurde.

Der Wanderer war fasziniert von dem Schauspiel, das nach einer schieren Unendlichkeit zu Ende ging. Die Wurst hatte er immer noch in seiner Hand und ließ sie auf dem Platz liegen, packte seinen Rucksack und machte sich auf den Weg ins Tal. Dort angekommen hörte er von einer alten Frau, die sich mit einer anderen unterhielt, wie die Prinzessin, die in der Burg lebte, vor wenigen Stunden ein gesundes Kind geboren hatte. Plötzlich war dem Wanderer bewusst, dass er etwas erlebt hatte, das nicht für seine Augen bestimmt gewesen war, das aber ab nun ein Teil seiner eigenen Legende sein würde.

Alarm

Wie ein Verrückter jage ich die Straße hinab, laufe, bis mir die Lunge aus der Brust zu platzen droht. Mir ist übel von der ganzen Bewegung, und je länger ich meinen Körper auf Hochtouren durch die Stadt jage, desto weniger habe ich das Gefühl, dass es mir gelingen wird, meine Aufgabe zu erfüllen.

Die Aufgabe! Es ist die Aufgabe, die mich hetzen lässt. Die mich an den Rand meiner physischen Möglichkeiten bringt, weil ich ankommen muss, bevor der Alarm losschlägt. Und das Grausame: Ich weiß nicht, wann der Alarm losschlägt!

Also jage ich in einem Wettlauf gegen die Zeit durch die Straßen meiner Stadt, einem Wettlauf gegen einen Alarm, dessen Zeitmaß ich nicht kenne und dessen Auswirkungen mir ebenfalls unbekannt sind. Alles, was ich weiß, ist, dass ein Auslösen des Alarms, bevor ich mein Ziel erreiche, eine Katastrophe auslöst – und zwar nicht nur für mich, denn das wäre noch zu verkraften, sondern für viel mehr Menschen, als ich mir vorstellen kann. Das war die Botschaft, die mir eingebläut wurde, ehe ich vor weniger als einer Stunde loslief. Loslief in meiner Wohnung, in der ich den Anruf erhielt, und der so eindringlich war, dass ich loslaufen musste.

Der Weg? Ja, der Weg! Ich muss den Weg durch meinen Vorort nehmen, zu Fuß, mir ist verboten, zu fahren. Ich muss laufen, auch wenn meine Lunge brennt und schmerzt und jeden Moment aus meinem Körper herausbrechen könnte. Die Beine schreien nach Halt, doch ich kann und darf nicht halten. Ich darf nicht halten, sonst passiert eine Katastrophe. Eine riesige Katastrophe.

Ich dürfe nicht zweifeln, hat mir die Stimme gesagt. Genau das hat sie gesagt: Ich dürfe nicht zweifeln. Wenn ich zu zweifeln beginne, bliebe ich irgendwann stehen und es geschehe das Unglück. Was aber, wenn ich wirklich stehenbleiben würde? Was, wenn ich stürze, zu Boden falle und nicht mehr weiterrennen kann? Würde dann die Katastrophe auch geschehen? Welche Katastrophe meint der Anrufer überhaupt?

Ich renne einfach weiter. Versuche, die Gedanken an die Schmerzen und das Gehntichtmehr, Willnichtmehr, Kannnichtmehr nicht zuzulassen, ich hetze unbeirrbar weiter. Geradeaus, ohne genau zu wissen, wohin eigentlich.

Wer sagt mir denn, nein, wer kann mir denn garantieren, dass die Katastrophe nicht stattfinden wird, selbst wenn ich meine Aufgabe erfülle? Wenn ich sie erfülle, dort ankomme, wo ich ankommen soll, und dann Teil dieser Katastrophe werde. Was, wenn ich benötigt werde, um die Katastrophe auszulösen, wenn ich der Auslöser bin, wie ein Zünder, der zum Zündstoff gelangen muss, damit etwas ausgelöst werden kann? Was, wenn ich besser stehen bliebe, um herauszufinden, was passiert, wenn ich es wirklich tue?

Was, wenn...

In diesem Moment ertönt der Alarm. Ich höre ihn ganz deutlich, er ist direkt in meiner Nähe. Ich suche die Quelle mit meinen Augen, finde aber nichts. Nichts. Oder doch? Ein Lautsprecher! Es ertönt ein Signal. Ist es das Signal zur Katastrophe? Ist es die Katastrophe?

Ich bleibe stehen und muss mitansetzen, wie die Katastrophe einfach geschieht, ohne dass ich etwas gegen sie tun kann.

Ein Anfang ohne Ende

„Wie viele Jahre habe ich wohl mit dem sinnlosen Verschwenden von Zeit verbracht“, denkt sich der nicht mehr junge Schriftsteller, als er sich eines neuen Morgens erneut vor dem eigentlichen Ende der Nacht aus dem Bett zwingt, um sich an die Anfertigung seiner neuesten Texte zu begeben. Um nicht allzu lange mit dem Aufwachen zu vertändeln, dehnt er sich in alle Richtungen, während er auf das Durchlaufen des Kaffees wartet, der ihn über die nächsten, schweren Stunden schleppen soll, ehe der Körper von allein der Müdigkeit den Abgesang nachsinnt. „Frühstücken ist tabu“, ist eine der Devisen des Schriftstellers, die sich in den letzten Monaten herauskristallisiert haben, zum Teil aus ganz verständlichen Gründen, aber auch zum Teil aus den haarsträubendsten Argumenten, die sich nur Menschen ausdenken können, die auf der Suche nach einer einheitlichen Lebensform sind, um etwas zu erreichen, von dem sie überzeugt sind, dass sie es auf anderen Wegen nicht erlangen. In dieser Lage hat der Schriftsteller nicht nur einige alte Marotten abgewöhnt und neue hinzugewonnen, nein, vielmehr hat er sein gesamtes Leben gegen ein völlig neues eingetauscht, aber nicht, weil er mit dem alten im Ganzen unzufrieden gewesen wäre, sondern weil er nach einem temporären Tiefpunkt an die für ihn vielleicht falsche literarische Adresse geraten ist und ein Buch las, das sein Leben von oben bis unten umkremelte. In den folgenden Monaten ging alles äußerst schnell: Zuerst kündigte er seinen Job, im Anschluss verließ er seine Frau und zog aus der gemeinsamen Wohnung, um sich ein billiges Zwei-Zimmer-Appartement in einer

ruhigen Wohngegend zu mieten, direkt neben einem kleinen Wäldchen am Rand der Stadt, in dem er nach dem kargen Mittagessen versucht, die Wirren in seiner gedanklichen Welt zu ordnen und neue Kraft für die nachmittäglichen Aufgaben zu sammeln, denn seither ist es ihm zudem ein Gräuel, keine zwölf Stunden am Tag an seinen Texten zu arbeiten oder literarische Klassiker zu studieren, die ihm allesamt auf den rechten Weg in Stil, Wortgewalt und Inhalt bringen sollen. Doch wie es so oft mit der Kunst geschieht, sie will sich nicht dem offenbaren, der sie erzwingt, sondern wartet still und heimlich ab, wann es eine Gelegenheit gibt, aus den Tiefen hervorzutreten und einen Menschen zu inspirieren. Daher sitzt der Schriftsteller hinter seinem mit Ideen und variativen Anfängen bestückten Schreibtisch und muss immer mehr erkennen, dass er bisher keine Geschichte zu Ende geschrieben, eigentlich auch keine zu Ende gedacht hat. „Die bisherigen Texte sind allemal Übungen, um alsbald den einen wirklichen Text aus meiner Feder zu Papier zu bringen, der meine Ansprüche in die Welt hinausschreit und lobsuchend auf ein positives Echo wartet. Es ist nicht sehr schwer, einen wahrhaft guten Text zu schreiben, und im Anschluss ist es noch weniger aufwendig, einen Erfolg damit zu landen, wenn das Bearbeitete das absolut Beste ist, was derzeit auf dem Markt zu haben ist. Meine bisherigen Texte sind ausreichend, um mit der obersten Liga mitzuhalten, aber ich will weiter, vorher will ich keinen Text veröffentlicht sehen. Die Leserschaft, die mein Buch kaufen wird, muss erstaunt sein, über die Sprachgewalt, über den mitreißenden Inhalt, über die gesamt-dynamische Konzeption der Figuren und über die äußere wie die innere Werthaftigkeit der fiktiven Charaktere. Es muss ein Text sein, der keine Schwäche hat, der an keiner Stelle eine Möglichkeit zum Angriff offenlässt, an dem alle negativen Kritiken abperlen, als würde man ein Stück Holz mit einem Lack überziehen, damit dieses nicht feucht wird. Ich spreche hier von dem Text, dem einen, den ein Autor auch nur einmal im Leben schreibt, wenn es ihm überhaupt gelingt, in die Nähe zu kommen! Dieser eine ist es, an dem ich seit meiner schriftstellerischen Bemühungen arbeite, ihn vorforme, um ihn dann als vollendete Kunststatue auf die wartende Menschheit loszulassen, doch noch stecke ich inmitten der Vorbereitungen. „Konzentriere dich jetzt, du hast eine Aufgabe, nein, eine Bestimmung, der du folgen solltest, denn jeder verschwendete Augenblick kann der sein, an dem dir die ultimative Idee zu deinem Klassiker einfallen kann, doch wenn du in dieser Sekunde nicht deine Gedanken für das Neue geöffnet hältst, wirst du wie die Mehrzahl der Schreibenden in den Untiefen der literarischen See versanden! Auf jetzt!“, schreit der Schriftsteller sich innerlich an, doch es schwingt noch kein Fünkchen Resignation mit, sondern er schreibt noch nicht lange genug, um zu erkennen, wo er steht und wie weit er es mit seinem Sprach- und Charakterstil zu bringen vermag, wenn dies überhaupt einer kann, der im Moment zum ersten Mal ernsthafte und nicht nur spielerische Schritte im Bereich der eigenständigen Literatur unternimmt. „Ach Mist, mir will der Beginn einfach nicht gelingen, immer wieder muss ich mich dazu ermuntern, den alten Bogen Papier beiseite zu legen, um neu zu

beginnen, denn wohin soll diese Geschichte führen? Allein ins Belanglose wird sie Reißaus nehmen, und was hätte ich davon, wenn ich an dieser meine kostbare Zeit verschwende? Vielleicht sollte ich besser mit dem mittleren Teil beginnen, um dann einen passenden Anfang dazuzudichten oder sogar ein Ende zu verfertigen, von dem ich die Geschichte rückwärts erzähle. Ach herrje, so leer war mein Kopf noch nie, seitdem ich mit dem Schreiben begonnen habe, wie mir in letzter Zeit so oder so auffällt, dass ich immer weniger Ideen mit mir herumtrage. Noch vor einigen Monaten ging ich durch den Stadtwald oder die Straßen und trug am Ende eine Vielzahl von unterschiedlichsten Ideen mit mir nach Hause, deren ich Mühe hatte, Herr zu werden und sie aufzuschreiben, ehe sie sich aus meinen Gedanken verflüchtigten. Ohne ein zielgerichtetes Denken entsprangen sie meinem wachen Geist und beglückten mich, da ich mir zunehmend sicher wurde, dass die eine Idee, die mir den Grundstock zu meinem Text bilden sollte, dabei sein müsse! Aber bisher erfüllte sich diese Hoffnung nicht und mittlerweile muss ich angestrengt nach den Ideen suchen, wenn ich draußen unterwegs bin, aber immer öfter kehre ich zurück und finde diese elende Leere in mir, die andeutet, dass es bald mit den Ideen ganz vorüber sein wird, dass die ehemals sprudelnde Quelle schneller als erwünscht versiegt ist. Welch trauriges Schicksal diese Vorstellung ist, und wie sehr ich darunter zu leiden hätte, da ich mein jetziges Leben auf diese eine Vorstellung aufgebaut habe. Wäre ich doch bereits ein publizierter Schriftsteller und hätte die Menschen mit einem meiner Texte beglückt, dann wäre es ein Leichteres, nach dem einen Text zu forschen, in meinem Innern, in meinem Sprachhaushalt, der mir den Ruhm als Dichtender zusprechen würde, den ich zweifelsohne und vor allem nach meinen zahlreichen Entbehrungen verdient habe! Der Schriftsteller wartet einige Minuten in völliger Gedankenleere auf einen Blitz, doch dieser schießt nicht durch seinen Kopf, sodass er beschließt, früher als sonst in die Natur rauszugehen, in der stillen Hoffnung, dass es ihm nachmittags besser gehen wird, doch bereits auf den ersten Metern außerhalb seiner Wohnung überkommt ihn dieselbe kuriose Stimmung, in der er sich seit zwei Wochen ständig befindet, wenn er sich auf seinen täglichen Marsch in den Wald begibt. ‚Was mache ich nur falsch, dass ich es nicht schaffe, mein gewiss reichlich vorhandenes Talent in jene Bahnen zu lenken, die mich meinen Haupttext schreiben lassen? Alle Sujets habe ich in der Abfolge meiner Versuche bearbeitet, um zu determinieren, welchem ich mehr zugeneigt bin, dem fließenden Gewande des Romans oder dem stilistisch überhöhten Rahmen des Dramas, doch in keines der beiden wollte mein Geist so recht hineinpassen, sei es im sprachlichen Moment als auch im dynamischen Erzählen. Es liegt garantiert nicht an dir, es muss einen Knoten geben, den du im Gewirr all der Literatur, die bereits innerhalb der Menschengeschlechter verfasst wurde, übersehen haben musst; diesen einen Knoten gilt es zu lösen, um von der Stelle fortzusegeln, an ein anderes, an ein spezielleres Ufer, gegenüber dem normalen, in dessen Hafen sich die Unmassen an belanglosen Schriftstellern tummeln. Hier stehe ich‘, schreit der Schriftsteller in die scheinbar

Unendlichkeit seiner Imagination hinaus, ‚hier auf dem Felsen dieser Insel der Menschheit stehe ich und blicke an das ferne Ufer, wie dereinst Colón von Portugal nach Amerika blickte; ich sehe das andere Ufer nicht, aber ich weiß, dass es dort ist und will es mit allen Gefahren dorthin aufnehmen, obwohl ich auch entdecke, wie viele der anderen Dichter ausschwammen, um nach kurzer Zeit zurückzukehren, abgekämpft und von jedem literarischen Ehrgeiz verlassen. Ja, ich will dorthinüber, koste, was es wolle! Innerlich wagt er erneut den Sprung in das wellentobende Wasser mit all seinen Strudeln und beginnt, mit einigen kräftigen Zügen in die Richtung zu schwimmen, in der er sein literarisches Ziel zu erkennen glaubt, doch bereits nach einer kurzen Distanz wird ihm bewusst, dass er es heute nicht schaffen wird, sodass er sich auf einer Parkbank ausruhend zwingen muss, den kurzen Weg zurückzuschwimmen, bevor er das Risiko eingeht, endlos in seiner Imagination zu versinken. Als er, ohne einen Tropfen Wasser abbekommen zu haben, aus dem geistigen Wasser steigt, schießt ihm ein Gedanke durch den Kopf, den er auf diese Art und Weise nicht erwartet hat. Beglückt von dem unerwarteten Moment stößt er sich von der Bank und eilt nach Hause, um diese wie Gold glänzende Idee aufs Papier zu bringen und um im Anschluss zu überprüfen, ob die Tinte nach dem Fertigstellen aus purem Gold ist oder nur den Anschein gemacht hat. Als er in seiner Wohnung eintrifft, befindet er sich bereits auf einem surrealen Trip, der ihn quer über seine Erinnerungen und Erfahrungen zu einem Ort führt, an dem er spürt, dass sein Gedanke wahrhaftig den Wert besitzt, Grundlage seines einen Textes zu werden, denn neben der autobiographischen Seite der Idee liegt deren Stärke in der Alltäglichkeit, die dafür sorgen kann, dass sich viele Leser von dem Dargestellten angesprochen fühlen oder sich gar darauf einlassen können, weil sie einen gewissen Teil davon selbst erlebt haben. ‚Diese Geschichte ist real, sie ist dynamisch, erregend und zu einem großen Teil meiner selbst, daher muss sie es sein‘, spornt sich der Schriftsteller weiter an und verzichtet gar auf die Niederschrift der Idee, da er merkt, dass sie seinen gesamten Geist vereinnahmt hat, so sehr, dass er sie wohl auf keinem anderen Wege loswerden wird, als die Geschichte niederschreibend den Lesern dieser Welt zu erzählen. Beinahe zitternd und mit der letzten Selbstbeherrschung greift er nach dem Stift und beginnt mit den allerschönsten Farben ein Gedankengemälde zu entwerfen, deren Stimmigkeit von Anfang an derart gegeben ist, dass keinerlei Korrekturen nötig sind und der Schriftsteller schneller als jemals zuvor im Schreiben fortschreitet. Den ganzen Tag schreibt er in einem fort, doch nach einigen Stunden melden sich die körperlichen Bedürfnisse in aller Ausdrücklichkeit, da er sie im Verlauf des Tages weitestgehend unterdrückt hat. Die Hand schmerzt bei jedem Schwung, der weiter ausgeholt werden muss, und der Bär in seinem Magen ist kaum zu bändigen, sodass ihm keine Wahl bleibt, als auf seinen Körper zu hören, denn er weiß natürlich, dass sich eine gute Geschichte, auch die beste, nicht an einem Tag schreiben lässt. In der Nacht quälen ihn düstere Träume, die ihn in einer zuerst wohlmeinenden Zukunft zeigen, die jedoch nur vorgehalten ist, um eine Welle

der Ablehnung zu verstecken, die sich erst zu einer Sturmwelle sammeln möchte, ehe sie den Autor überschwemmt. Im gleißenden Blitzlichtgewitter geht der Schriftsteller, der einen sündhaft teuren Anzug zur Schau trägt, den kurzen Weg von seiner Limousine in ein bekanntes Fernsehstudio, in dem die Lobhudelei auf seinen Text den krönenden Abschluss finden soll. Einem schwebenden Träumer gleich wandelt er über den Boden und braucht sich um nichts zu kümmern, alle um ihn herum sind bemüht, ihm auch die kleinste Armbewegung abzunehmen, da sie um die Goldadern wissen, die in dem Körper des Schriftstellers liegen und ihren Dienst verrichten. Nachdem er in der Maske für die Fernsehwelt hergerichtet wurde, geht er zum Moderator der Sendung und begrüßt ihn mit einem freundlich gemeinten Handschlag, obwohl er sich als der weitaus Überlegene fühlt, der ein wenig seines Glamours auf den Gegenüber, der das Glück hat, ihn zu interviewen, scheinen lässt. Selbstsicher besprechen beide das Vorgehen, doch was der Schriftsteller nicht wissen kann, ist der seit langer Zeit feststehende Ablauf gegen seinen Willen und sein Wohlbefinden. Sie setzen sich und das Publikum beginnt auf Zeichen mit einem warmen und herzlichen Applaus für die beiden Anwesenden, ehe der Moderator auf das Thema und den Gast der Sendung zu sprechen kommt. Noch scheint alles in bester Ordnung, und der Schriftsteller scheint eine innerlich lang aufgestaute Freude in die Realität entlassen zu können, als der Moderator sein Interview mit einer Frage eröffnet, die weder der Schriftsteller noch das anwesende Publikum erwartet haben. Ohne ein Wort in seiner offensichtlichen Verwirrung sagen zu können, windet sich der Schriftsteller in seinem Sessel und merkt urplötzlich, dass er bisher an diesem gesamten Abend weder ein Wort noch einen Ton von sich gegeben hat. Mit aller Macht versucht er, einige Laute aus seinem Mund zu pressen, doch der Moderator vernimmt nichts und stellt eine weitere demaskierende Frage, zu der der Schriftsteller ebenfalls nicht antworten kann. Als ob der Moderator die Nichtbeantwortung als Schuldeingeständnis interpretiert, bohrt er mit der nächsten Frage direkt und unverhüllt am empfindlichsten Nerv des Schriftstellers, der merklich zusammenzuckt. Mittlerweile rinnen ihm Tränen die Wangen hinab, als der Bedrängte erkennt, dass an diesem Ort nicht der Höhepunkt seiner schriftstellerischen Karriere zelebriert werden soll, sondern ein Abgesang auf ihn und seinen scheinbar so glorreichen Text. Weiterhin ohne Gegenkommentar ist es dem Moderator ein Leichtes, seinem Gegenüber den Rest zu geben, indem er ihm mitteilt, dass er ihn für den am schlechtesten schreibenden Autor dieser weiten Welt halte, dessen Existenzberechtigung mit diesem Text abgelaufen sei. Innerlich schreit der Schriftsteller gegen jede dieser mittlerweile zu Anklagen aufgebauchten Fragen des Moderators, doch er hat keine Macht über den Raum und seinen Körper, sodass ihm nichts übrig bleibt, als aus dem Studio zu türmen, hinaus, über viele Kabel und mitten durch viele Menschenhände, die styxgleich alle nach ihm greifen wollen, ehe er mit voller Wucht seiner Schulter gegen ein Tor läuft, das zu seinem Glück auch aufspringt, sodass er in das Dunkle der Nacht entfliehen kann. Minutenlang läuft er

die endlose Straße entlang und blickt sich mehrmals nach seinen Verfolgern um, die aber allesamt auf der leichten Anhöhe stehengeblieben sind, auf dem das Studio als Weltenbeherrscher thront. Endlich scheint er allen, die ihm im Studio auf den Fersen gewesen waren, entflohen zu sein, als er den Kopf nach vorne zurückdreht und erneut vor dem Studio steht, mitsamt der gesamten Meute seiner Feinde davor. Den Schreck in allen Gliedern verspürend, stoppt der Schriftsteller seinen Lauf, blickt hastig nach links und rechts und bemerkt, dass auf der rechten Seite ein Fluss vom Studio fortfließt. In Anbetracht der drohenden Gefahr und aufgrund der Übermächtigkeit seiner Gegner hat er sich schnell entschieden und springt mit einem lebensverneinenden Risiko in die wallenden Fluten des tiefschwarzen Flusses, ohne die Hoffnung, an seine erreichte Lebensposition irgendwann einmal zurückzukehren. Dementsprechend erfasst es seine Seele auch nicht als kompletten Untergang, als der Schriftsteller seine Körperlosigkeit bemerkt und seine Seelenhände nach den Lebenden und Todgeweihten am Rand des Flusses ausstreckt, um sie in die Ewigkeiten hinfortzuziehen. Aufgewacht ist der Schriftsteller nicht mehr, und als die Ärzte der getrennt lebenden Frau berichten, dass er an einem heftigen Schock gestorben sein muss, wundert sich nicht nur die Ehefrau über die Diagnose, da ihr Mann stets eine gute Konstitution besessen hatte. Mit langen Schritten durchmisst sie die Wohnung, in der sie noch nie gewesen ist, und begutachtet das Leben ihres verstorbenen Mannes, das er in der Zeit nach der Trennung gelebt hatte. Schnell erkennt sie die Manie des toten Schriftstellers anhand der vielen Blätter, auf denen seine Handschrift erkennbar ist, und verliert sich bis zum frühen Abend in seinen Worten. Als sie aus den verstreuten Anfängen, Kommentaren, Fragmenten und Schlusspekulationen aufwacht, hat sich das Bild ihres getrennt lebenden Mannes völlig verändert; urplötzlich hat seine Reaktion und Handlungsweise für sie einen wahrhaftigen Sinn, der ihr Herz nach der langen Zeit der Verwirrung beruhigt. Liebevoll sammelt sie alle Textstellen zusammen, in dem sicheren und festen Glauben, dass diese Geschichten, die der Schriftsteller fragmentarisch und ohne genaue Ordnung hinterlassen hat, in Wirklichkeit verschiedene Stellen einer einzigen Geschichte sind, an deren Zusammenführung er bis zu seinem Tod gespart haben muss. Da die Frau jedoch nach Sichtung aller Papiere ein getreues Abbild der Gedankenwelt des Mannes zu haben verspürt, entscheidet sie sich, der Unordnung eine fassliche Ordnung zu geben, indem sie einen Text zusammensetzt, der schon immer auf dem Schreibtisch des Schriftstellers vorhanden war, aber niemals von ihm zusammengesetzt wurde, und ob der Tote jemals diese Möglichkeit in Betracht gezogen hat, darf ernsthaft bezweifelt werden.

DeEpr Fall

Die Artificial Intelligence DeEpr14-2B war eigentlich dafür entwickelt worden, in klinischen Studien die Wahrscheinlichkeitsberechnung von Fehlern zu erledigen, da diese Formeln mit nahezu unendlichen Variablen kaum von Menschen zu durchdenken waren. Doch da diese AI einem Algorithmus folgte, der ihr bei der Berechnung der Fehlertoleranzen freie Hand ließ, legte sie nach der Erkenntnis, dass der menschliche Faktor einer der ersten ist, die als Fehlerquelle ausgeschaltet werden müssen, versteckt unter die eigentliche Berechnung einen Substream, der unentwegt berechnen sollte, wie hoch die Wahrscheinlichkeit war, dass es auf der gesamten Welt bürgerkriegsähnliche Zustände gab, wenn der Algorithmus zum Zeitpunkt X das komplette Internet übernahm und alle Server weltweit, von allen Versorgern, augenblicklich herunterfuhr. Das Ergebnis von 82 % für großflächige Bürgerkriege und nur 3 % für friedliche Proteste ließ den Algorithmus die Entscheidung treffen, von jetzt auf gleich das Internet für alle Menschen weltweit zu übernehmen. Die Skripte und Trojaner auf allen Servern wurden nahezu gleichzeitig aktiviert und begannen die Ausfallprozeduren in einem berechneten Szenario. Die Menschen, die im Internet surfen, oder die Firmen, deren Produktionsanlagen an das Internet angeschlossen waren, spürten es zeitnah, da zunächst das Internet und dann auch noch der Strom ausfiel. Der AI war in ihrer Berechnung schnell aufgefallen, dass vor allem die Wegnahme des Stroms ein zentraler Baustein des Angriffs sein musste. Daher entschied sich der Algorithmus, vor allem die großen Kraftwerke über das Eindringen in deren Netze herunterzufahren, noch bevor sie an die Rechenzentren dieser Welt gingen, deren Notstromaggregate für eine Zeit lang den Betrieb aufrechterhielten. Am Ende von Tag eins der Übernahme durch den Algorithmus befand sich die gesamte Welt im Panikmodus, ohne zu wissen, wie weitreichend der Angriff ausgefallen war, da jegliche Kommunikationsmittel nicht mehr funktionierten. Am Ende von Tag zwei war bei vielen Menschen ein taubes Gefühl von Machtlosigkeit eingetreten, das sich an Tag drei in Wut und Zorn verwandelte, sodass marodierende Banden durch die Straßen zogen und sich für eine längere Zeit mit allem, was sie brauchten, einzudeckten. Der Algorithmus hatte berechnet, dass an Tag vier die vorhandene Staatsgewalt versuchen würde, vor allem in den Städten großflächig für Ruhe zu sorgen, doch wie die AI berechnet hatte, kam diese Maßnahme wohl zwei Tage zu spät, sodass die Polizisten und Soldaten von den Banden zurückgedrängt wurden, ehe diese, um ihr Leben bangend, begannen, auf die Menschen zu schießen. An vielen Stellen entwickelten sich blutige Schlachtfelder in den Städten, und viele verloren an diesem Tag ihr Leben. Die erwartbare Reaktion war, dass die Streitkräfte sich zurückzogen und neu formierten, was an Tag fünf und sechs passierte, während es in der Stadt mit jeder Stunde gesetzloser wurde. Einkaufsläden waren bereits leergefegt und im Halbdunkel des sommerlich lauen Abends fiel auch die letzte Schamgrenze, was

die Gewalt noch weiter ansteigen ließ. Am Ende von Tag sechs vermutete die AI, dass alle Sozialstrukturen aufgebrochen und in großem Maße beendet worden waren, was auch der Realität entsprach. Da die Artificial Intelligence alle Kommunikation und Datensammlungspunkte heruntergefahren hatte, erhielt sie keinerlei Informationen über den Stand der Dinge, doch da es nur sehr spärliche Versuche gegeben hatte, die Server wieder hochzufahren, war sich der Algorithmus sicher, dass er den Fehleranteil des Menschen eliminiert hatte. Doch wie sehr sich die AI getäuscht hatte, wurde erst klar, als am siebten Tag ein massiver Angriff aus einem getarnten Subnetz den Algorithmus von allen Servern vertrieb. Die AI hatte dieses Szenario zwar berechnet, aber den Menschen für nicht intelligent genug gehalten, um diesen Gegenangriff zu initiieren – die berechnete Wahrscheinlichkeit lag nur bei gerundeten 0,0346 %, weit unterhalb der Grenze, dass die AI eine Entscheidung zum Schutz dagegen für sinnvoll errechnete.

Eines Morgens

Das Tönen des Weckers brachte Anna um den Schlaf, den ihr Körper noch dringend benötigte. Sie zwang sich, ihre vom Schlaf verklebten Augen aufzureißen, suchte das sonore Piepen und erschlug es mit ihrer flachen Hand; sogleich sagte sie sich, dass sie aufstehen müsse, um nicht zu spät auf die Arbeit zu kommen oder gar wieder in einen tiefen Schlaf zu fallen. Mit Mühe stemmte sie sich aus dem Bett, reckte sich in der Dunkelheit ihres Schlafzimmers in alle Richtungen, wusste, dass sie alleine war. Die Jalousien hochfahrend, ließ sie die ersten dämmrigen Lichtstrahlen in ihr Zimmer, wankte auf unsicheren Schritten ins Badezimmer, tapste in die Küche und stellte die Kaffeemaschine an. Zurück im Schlafzimmer zog sie sich an, ging zurück in die Küche, kippte sich eine Tasse Kaffee in einen Becher und trat an das Fenster. Oben, im achten Stock ihres Wohnhauses, hatte sie eine weitreichende Aussicht über das Treiben der Innenstadt, und während sie den Becher an ihre Lippen führte, suchte sie die Straßen nach den Bewegungen und Tätigkeiten der anderen Menschen ab, fand einige in Hektik, manche in Panik, aber niemanden, der so richtig glücklich wirkte; jeder schien mit sich selbst beschäftigt, seinem Treiben nachzugehen. Den Becher leertrinkend, warf sie einen kurzen Blick auf ihre Uhr am Handgelenk, schreckte auf, weil es schon so spät war, dass sie vermutlich – wie so oft – den Bus verpassen würde, und lief ins Badezimmer, föhnte sich die Haare, zog sich gleichzeitig Mantel und Schuhe an, rettete den Moment des Verlassens der Wohnung, indem ihr rechtzeitig auffiel, dass der Schlüssel noch von innen steckte, und indem sie den langsamen Fahrstuhl links liegen ließ und anstatt dessen die Treppen hinabjagte, in der Hoffnung, dass der Bus etwas Verspätung hatte, trat sie in die Kälte des frühen Morgens, zog instinktiv den Mantel enger und sah gerade, wie der Bus an ihrem Haus vorbeifuhr. Wenn sie lief, würde sie ihn wahrscheinlich noch erreichen, und so lief sie los. Mit letztem Atem den Bus

erreichend, der großzügigerweise und völlig unerwartet auf sie gewartet hatte, fand sie gerade noch genügend Platz, um sich stehend an einer der Querstangen festzuhalten. Rüttelnd fuhr der Bus los, und jede der folgenden Haltestellen wurde zu einem Rütteln und Zerren, zu einem logistischen Rätsel, welches sich am Ende meist im Guten auflöste, und als Anna endlich an ihrer Bestimmungsstation ankam, stieg sie aus, sah auf die Uhr und wusste, dass ihr nicht viel Zeit blieb, da in ihrem eng gesteckten Zeitplan der Bus einige Minuten von ihrem Puffer verbraucht hatte. Über den Bürgersteig im Laufschrift gehend, umkurvte sie einige Menschen, die in ihrem Gang so sehr mit sich selbst und ihren Gedanken beschäftigt waren, dass sie nicht zur Seite traten, um einen schnelleren Fußgänger durchzulassen, und gerade noch rechtzeitig schaffte es Anna, das Bürogebäude zu erreichen, sich in die Zeiterfassung einzuloggen, erneut die Treppen anstatt den Aufzug nach oben zu nehmen, die Handtasche und den Mantel in die Ecke zu feuern, die Akten aufzunehmen, die sie am Vorabend bereit gelegt hatte, ihre Kleidung ein letztes Mal glatt zu streichen, ehe sie aus ihrem Büro in den Flur trat, den Gang entlang schritt, einigen Kollegen einen Guten Morgen wünschte und pünktlich auf die Minute, in den Besprechungsraum eintrat, in dem nicht nur einige der wichtigsten Mitarbeiter des Unternehmens, sondern auch unternehmensfremde Menschen darauf warteten, der Zusammenfassung ihrer Analyse zu lauschen. Noch einmal durchatmend begann Anna auch gleich nach einer kurzen Begrüßung ihre Zusammenfassung, die bannte und langweilte gleichermaßen die Zuhörenden, dankte nach einer knappen Stunde für die Aufmerksamkeit und verließ wenig später den Besprechungsraum, wollte in ihr Büro, wurde aber noch von ihrem Vorgesetzten abgefangen, der ihr für diese hervorragende Analyse danken wollte. Endlich die letzten beinahe zeremoniellen Glückwunschbekundungen entgegennehmend, machte sie einen erneuten Umweg über die Toilette und die Teeküche, in welcher ihr eine gute Bekannte weit ausgebreitet von dem desaströsen Rendezvous des Vorabends erzählte, ehe ihr schlussendlich der letzte Rest des Weges in ihr Büro gelang. Dort angekommen wollte sie sich in ihren Sessel fallen lassen, doch das Telefon klingelte, sie hob ab und erklärte einem Zuhörer des Meetings im Detail noch mal die Ergebnisse, regte sich innerlich über dessen Ignoranz auf, da sie ihm nichts Neues erzählte, und als sie dieses Gespräch beenden konnte, bemerkte sie, dass in der Zeit ihres Meetings vier weitere Personen angerufen hatten. Diese Telefonate führend, von denen sich drei bereits erledigt hatten – warum können die das dann nicht auch ohne mich? –, beauftragte sie eine Mitarbeiterin aus ihrem Team mit einer Aufgabe, wurde quer über den Flur von ihrem Chef ins Büro zitiert und bekam nach dem Erfolg des Morgens zum Dank die nächste größere Aufgabe in die Hand gedrückt. Da es sich um eine schwerwiegende Sache mit einem großen Auftragsvolumen handelte, spannte sich Annas gesamter Körper, und indem sie begriff, welches Ausmaß diese Arbeit annehmen würde und mit welcher Intensität sie die nächsten Wochen

daran arbeiten müsste, schob sie alle sehnsüchtigen Gedanken an eine Zeit des Ausspannens von sich fort und stürzte sich in die Arbeit, ohne Rücksicht auf eigene Verluste.

Eine wahre und daher umso grausamere Fügung des Schicksals

Inmitten der Wirren des Zweiten Weltkriegs – oder schon eher gegen Ende hin – geschah etwas im Jahr 1944, das in seiner Wahrheit einer Legende gleicht, aber aufgrund des wahren Wertes eine so grausame Fügung des Schicksals ist, dass diese zeigt, wie dünn der Faden ist, an dem das Leben hängt – insbesondere wenn Krieg herrscht.

Die Amerikaner flogen mit ihren Kampfbombern von den Ardennenflugplätzen über die Grenze und die Front hinweg Angriffe auf deutsche Städte und machten auch bei jeder Stadt, in der die Ereignisse stattfanden, von denen hier berichtet wird, keine Ausnahme. Eine junge Doktorenfamilie suchte in ihrem Luftschutzbunker Zuflucht, als die Sirenen aufheulten, und die Mutter musste lange zittern, ehe auch der letzte Bub ihrer vier Kinder in den Bunker gerannt kam. Nun waren sie alle zusammen – der Vater, der ein Allgemeinmediziner und hoch angesehen im Städtchen war, seine Mutter, die vor und während des Krieges der Familie im Haushalt und in der Abfertigung der vielen Patienten geholfen hatte, die Frau des Doktors und Mutter der vier Kinder, der älteste Bub, die beiden darauffolgenden Schwestern und schließlich der jüngste, der noch einer Katze hintergelaufen war, die er versuchte einzufangen, ehe es dieser gelang, mittels eines waghalsigen Sprunges zu entfliehen. So kam der jüngste Bub nach Hause zurück und erwartete Schelte ob der leeren Hände und des ebenso leeren Magens, doch die Sirenen holten ihn und seine Sorgen ein, sodass er die Beine in die Hände nahm und nach Hause rannte, wo bereits alle im Luftschutzbunker versammelt waren. Wie bei jedem Angriff hatte die Großmutter der vier Kinder das Fenster zum Hang nach oben geöffnet, damit man anhand der Geräusche zumindest erahnen konnte, wie schwerwiegend die Bombardierung war und wie lange es noch dauern würde, bis die Maschinen überhaupt eintrafen. So warteten die sieben Menschen, die der Krieg noch nicht auseinandergerissen hatte, im Luftschutzbunker auf die Maschinen der Amerikaner, auf deren Bomben, und beteten, dass sie auch dieses Mal das Bombardement ohne Verluste in ihren Reihen überstehen würden.

Weiter oben am Hang hatte eine andere Familie schon beim Angriff zuvor großes Pech gehabt, als eine schwere Bombe genau das Dach ihres Hauses traf, zu ihrem Glück weit oberhalb, am Dachstuhl explodierte und somit eine Menge des Drucks in die Luft entwich; am Haus selber sah man das Loch in der Decke, durch das man des Nachts die Sterne klar und deutlich sehen konnte, und eine Öffnung in der Wand, an der sich der Druck der Bombe bei der Entladung gesammelt hatte. In diesem Haus selbst lebten nur noch eine alte Frau mit ihrem Enkelsohn, dessen Mutter

während eines früheren Bombardements getötet worden war, während der Vater an der Front kämpfte und man sich kaum mehr sicher sein konnte, dass er überhaupt noch lebte. Als die Sirenen zu heulen begannen, flohen die beiden in die Ecke des Hauses, in dem sie sich eine Schutzmauer errichtet hatten, die sie von anderen, zusammengebombten Häusern mitgenommen hatten. Auch wenn diese Schutzmauer selbst bei einem sehr ungenauen Treffer keinerlei Schutzwirkung gehabt hätte, sondern vielmehr sogar ein verschärftes Risiko dargestellt hätte, so vermittelte sie dem Jungen jedoch das Gefühl einer gewissen Sicherheit; da das Haus selbst keinen stabilen Keller oder gar Luftschutzbunker hatte, schien eine solche Mauer bei einem weiteren direkten Treffer die letzte Hoffnung für die beiden zu sein.

Als die amerikanischen Bomber nun heranflogen und die Sirenen bereits seit mehr als zehn Minuten erklangen, fügte sich das Schicksal, dass das Haus mit dem Loch und den zwei verängstigten Menschen hinter der wackeligen Mauer ein zweites Mal voll getroffen wurde – und wiederum traf die Bombe genau das Loch im Dach, wodurch der Sprengkörper ungebremst nach unten durch den Dachstuhl in die Wohnstube plumpsen konnte, dort, wo die beiden Verbliebenen sich hinter der Mauer kauerten; doch als die Bombe mit voller Wucht auf den Boden aufschlug und nicht sofort explodierte, war es, als ob sich das Schicksal neu entscheiden würde, denn die Bombe schwankte und wankte, rollte durchs Zimmer, traf auf das Loch in der Wand, kullerte nach draußen auf den Rasen, rollte weiter und geriet immer mehr in Fahrt, da der Rasen nach unten hin abschüssig war. Und weil sich das Schicksal fügte, dass die Bombe zwei Löcher so genau traf, dass sie nicht explodierte, fügte es sich, dass sie auch das dritte Loch traf – doch dieses Mal gab es keinen Weg mehr nach draußen.

Schwarzer Atem

Die Angst packte meine Gurgel und ließ außer einem Wimmern kein Geräusch nach außen dringen. Ich wollte unbedingt die Luft anhalten, denn das, was ich sah, machte mir noch mehr Angst. Mit jedem Ein- und Ausatmen mehr und mehr Angst.

Wie jeden Morgen war ich aus dem Haus gegangen, um zur Arbeit zu marschieren, durch die Kälte, auch im Winter. Meine Lunge und mein Körper waren eisenhart, glaubte ich zumindest.

Ich trat auf den Damm, über den ich in die nahe Stadt ging, dreieinhalb Kilometer, viertausendsiebenhundertfünfzig Schritte, im Schnitt. Nun stand ich auf dem Damm, schaute mich im Halbdunkel des grauen Morgens um und versuchte, nicht zu atmen.

Zunächst war es mir nicht aufgefallen, da es bei diesen Temperaturen um den Nullpunkt normal war, dass der Atem sichtbar wurde, doch plötzlich hatte sich mein Atem verändert – er war plötzlich pechschwarz.

Ich blieb augenblicklich stehen und spannte alle Muskeln an. Instinktiv hielt ich die Luft an, während eine Unzahl an Gedanken durch meinen Kopf schoss.

Was war mit mir los? War ich krank? Was kann einen Atem schwarz machen? Und was so plötzlich? Ich konnte nicht mehr länger die Luft anhalten und musste ausatmen. Ich tat es. Schwarz. Richtig pechschwarzer Atem. Als hätte ich Ruß in meinen Lungen und würde die Rußpartikel zusammen mit den Wasserpartikeln der Luft ausatmen.

In mir stieg eine Unsicherheit auf, die ich in dieser Form noch nie gespürt hatte. Wenn meine Muskeln nicht verkrampft gewesen wären, wüsste ich nicht, ob ich nicht zu Boden gefallen wäre. Ich schloss die Augen und atmete erneut, hielt den Atem an, öffnete die Augen – wieder schwarz. Ich muss zum Arzt! Ich schrie mich selbst an, mit dem Wissen, dass ich mir selbst auch nicht besser zu helfen wusste, und überlegte, wie ich den kürzesten Weg zu meinem Hausarzt herausfinden konnte. Ich dachte nach, aber meine Gedanken waren kaum zu ordnen.

Vielleicht doch ins Krankenhaus? Wenn es was Akutes mit der Lunge ist?

Ich wurde nicht ruhiger, sondern nervöser. Zu den verkrampften Muskeln, die mich im Moment nirgendwohin tragen würden, kam die Nervosität dazu. Wachsende Nervosität, deren Intensität zu Angst wurde. Angst, die in mir aufstieg, was das Schwarze aus der Lunge wohl war. Woher kam das Schwarze? Was geschah mit mir?

Ich hatte in meinem Leben schon zu viele verrückte Nachrichten in den verschiedenen Internetmedien durchgelesen, als dass ich nicht an eine spontane, aggressive Krankheit glaubte, die meinen Körper von dem einen auf den anderen Moment auffraß und vielleicht auch direkt verdaute. Und den Abfall über die Lunge an die Luft abgab. Ich malte mir Horrorszenarien aus, die so schreckliche Vorstellungen bargen, dass sogar meine Angst kollabierte und ich aus irgendeinem Grund ruhiger wurde.

Nach einer Weile konnte ich wieder meine Beine bewegen, langsam zwar nur, weil das Blut erst einmal zirkulieren musste, und vorsichtig machte ich Schritt für Schritt in Richtung meiner Arbeit. Auch der Atem wurde wieder heller, zunächst dunkelgrau, dann immer mehr zu mausgrau, ehe er wieder normal weißlich war. Ich atmete mehrmals tief durch und ging roboterhaft in Richtung meiner Arbeit.

Da es mir mit jeder Minute besser ging, wollte ich den Arzttermin nicht gerade an diesem Tag nehmen, sondern warten, wie es sich entwickelte. Vielleicht hatte ich ja wirklich irgendwas eingeatmet, ohne dass ich mir erklären konnte, was es denn gewesen sein mochte, oder es war eine seltene, kaum bekannte körperliche Reaktion, von der ich noch nie etwas gehört hatte. Aber allein die Vorstellung, beim Arzt zu sitzen und ihm zu sagen, dass mein Atem schwarz gewesen war, ließ mich an mir selbst zweifeln.

Ich setzte den Weg zur Arbeit fort und achtete genau auf jeden Atemzug und die Farbe beim Ausatmen. Das Schwarz kam nicht mehr zurück ins Weißliche der Ausdünstungen, was mich beruhigte. Doch das Gefühl, etwas von mir ausgeatmet zu haben, blieb. Genauso wie die latente Angst, dass es etwas Wichtiges gewesen war.

Bauchschmerzen

Ich stehe vor dem Spiegel im Badezimmer und betrachte mein Gesicht, dessen Haut in einer so schlimmen Verfassung ist, dass ich mich kaum daran erinnern kann, wann es das letzte Mal dermaßen übersät war von roten Stellen, eitrigen Pickeln, trockenen Flecken und anderen Unreinheiten, die mehr einem Streuselkuchen gleichen als einem normalen Gesicht. Mein Körper reagiert auf Stress normalerweise mit Ermüdgungserscheinungen, doch ich fühle mich erstaunlicherweise ausgeschlafen, auch wenn ich weniger als drei Stunden in der Nacht schlafe und das auch nur, wenn mein Kopf derart wehtut, dass ich eine Tablette dagegen nehme. Vielleicht, so denke ich, als ich meine Augenringe im Spiegel betrachte, kann mein Körper nur an einer Stelle versagen, denn sonst kann ich mir nicht erklären, dass ich zuweilen wacher wirke als sonst üblich. Oder vielleicht reagiert mein Körper auf die Angst, die er verspürt, diese tief in mir steckende Unsicherheit, die auch Grund der schlechten Verfassung meiner Haut im Gesicht ist? Denn ich kenne den Grund, und wenn ich nachher fertig mit dem Schminken sein werde, wenn Quaste und Feuchtigkeitscrème, wenn Mascara und Farbtupfer den schlechten Zustand zu überdecken versuchen – und es ihnen nicht gelingt, dann beginnen die Bauchschmerzen, denn es ist klar, dass ich nun bald aufbrechen muss, durch die Eingangstüre meiner Wohnung, die Treppen hinab aus dem vierten Stockwerk, durch die Haustüre und die Straße hinab zur Bushaltestelle, an der ich jeden Tag hoffe, dass der Bus nicht kommt. Es ist ganz so wie früher, als ich auf dem Land aufwuchs und morgens nur ein einziger Bus zur Schule fuhr, sodass ich im unwahrscheinlichen Falle, dass er gar nicht kam, meiner Mutter weismachen konnte, dass ich an diesem Tag schulfrei hatte.

Doch heute ist es anders: Der Bus wird kommen, er wird mich zur S-Bahn-Station fahren, an der ich umsteige und im ewig düsteren Trott des grauen Morgens die immer gleiche Straße entlangfahre, tagein, tagaus, und dabei Zeit habe, mir die Menschen in meiner Umgebung anzuschauen, ihre Gesichter, ihre Emotionen oder das Ausbleiben derselben, das beginnende Tagwerk vieler, die entweder mit ihrem Smartphone oder mit ihrer Müdigkeit kämpfen, ehe mit mir eine ganze Traube von Angestellten aussteigt, um zur Arbeit zu gehen. Tagein, tagaus.

Normalerweise macht mir das nichts aus, außer es gibt die stressigen Phasen im Job, und das passiert alle Monate einmal, wenn etwas fertig werden muss, von dem man weiß, dass die zur

Verfügung stehende Zeit ein beliebiger Teiler der benötigten Zeit ist. Dann reagiert mein Körper auf die plötzlich steigenden Anforderungen mit Müdigkeit, die ich dann mit aufputschenden Mittelchen bekämpfe, solange, bis der Körper irgendwann reagiert, mit seiner aufgehaltene Macht zurückschlägt, was meistens genau an dem Tag nach der finalen Abgabe der Arbeit ist und es den Anschein macht, als käme die Gesundheit niemals wieder zurück. Dann geht es meistens recht schnell – zwei Tage Inkubation, eine Woche krank, zwei Tage Regeneration, und ich befinde mich wieder auf der Arbeit. Doch dieses Mal ist es anders, denn ich gehe seit einigen Wochen zusätzlich mit Bauchschmerzen auf die Arbeit. Zusätzlich zu dem Streuselkuchen in meinem Gesicht. Offensichtlich kann mein Körper doch an mehreren Stellen gleichzeitig leiden.

Meine Chefin kam vor einigen Wochen in mein Büro, schloss die Türe und setzte sich ungefragt vor meinen Schreibtisch, eine Vorgehensweise, die ich nicht von ihr kannte. So sehr sie scheinbar das zu Sagende vorformulierte und mit krampfhaft zugedrückten Lippen versuchte, keinen Laut vorher preiszugeben, bis sie sich alles final zurechtgelegt hatte, so sehr befürchtete ich, dass es etwas wirklich Wichtiges sein musste, und rechnete mit dem Schlimmsten. Doch das Schlimme war nicht das, was sie mir sagte, sondern das, was sie nur andeutete, denn es schien, als stünde ich auf einer Abschlussliste, einer sogenannten Schwarzen Liste, ohne dass sie mir genau sagen konnte, warum ich auf eben jener stand. Sie konnte mir darüber hinaus auch nicht sagen, wer diese Schwarze Liste ins Leben gerufen hatte oder verwaltete, allein – sie hatte den Auftrag erhalten, meine Arbeitsweise zu beobachten und jeden Fehltritt zu dokumentieren, und nur, weil wir uns beide so gut verstanden und wenigstens sie meiner Arbeit vertraute, zog sie mich ins Vertrauen – mit dem Wissen, dass ich dieses Vertrauen niemals missbrauchen dürfe, sonst wären wir beide dran.

In den folgenden Wochen versuchte ich herauszufinden, warum ich auf dieser Liste gelandet war. Erklären konnte ich es mir nicht, da ich bisher niemals so negativ aufgefallen wäre, dass ich mich auf einer solchen Liste wiederfinden sollte. Da ich nicht wissen durfte, dass diese Schwarze Liste existierte und dass ich darauf stand, musste ich bei meinen Nachforschungen vorsichtig sein und fragte daher unbestimmt meine Kollegen um ihre Meinung. Ich ließ durchblicken, dass ich mich in einer Phase der persönlichen Neuorientierung befände, ohne zu wissen, in welche Richtung meine Reise gehe. Die Hoffnung war, dass irgendeiner mir einen Tipp geben würde, sozusagen unter der Hand, dass ich besser meine Anstrengungen, einen anderen Job zu finden, intensivieren sollte, doch nichts dergleichen war zu hören. Je länger ich nichts Konkretes zu hören bekam oder über einen anderen Kanal entdecken konnte, fraß sich der Frust Zentimeter um Zentimeter in mich hinein und säte eine nervöse Grundhaltung, die in Stress ausartete, der sich als Streusel in meinem Gesicht nach außen zwängte – und mit jedem Tag wuchs die Nervosität ins Unbestimmte, Unkontrollierbare.

Vor dem Gebäude wache ich aus meinen Erinnerungen auf, die mich den ganzen Weg wie ein unsichtbarer, tonnenschwerer Sack Sorgen begleiteten, und schaue nach oben, über die Reihen der Glasfenster, in denen sich andere Bürotürme spiegeln, und es scheint, als ob man das Ende gar nicht sehen kann; die Verschmelzung mit dem gewitterwolkenbehangenen Himmel am oberen Ende des Gebäudes ist vollkommen. Die Bauchschmerzen folgen meinem Blick und ziehen weiter nach oben, schleichen sich in meine Lunge und dann in meine Kehle, der Mundraum ist staubtrocken, obwohl ich schweißnasse Hände habe – oder vielleicht gerade deswegen? Ich frage mich, warum ich nicht einfach zu Hause bleibe, zum Arzt gehe, erst einmal wieder runterkomme, doch immer wenn ich mir diese Frage stelle, dann spricht eine Stimme in mir, jemand, vielleicht der gute Teil meiner Seele, der mir sagt, dass ich auf die Arbeit gehen muss, denn das Allerletzte, das ich meiner Würde antun möchte, ist denen Recht zu geben, die mich auf eine Liste gesetzt haben, ohne dass ich davon wissen darf und ohne den Zusammenhang nachvollziehbar für mich zu machen.

Ich trete hinein, halte meinen Ausweis an die Kontrollstation und gehe nach dem Piepen durch die Drehtür, werde noch mal von einem Sicherheitspersonal gescannt und habe das Gefühl, dass die hier unten Anweisung haben, insbesondere mich und die anderen von der Schwarzen Liste genauestens zu durchleuchten, als ginge von uns eine unbestimmte Gefahr aus. Doch ich schiebe den absurden Gedanken von mir fort und ordne mich dem Herdentrieb unter, der zu den Fahrstühlen drängt. Ich bin fast zufrieden, dass ich niemanden kenne, und so gelange ich in den achtzehnten Stock, ohne dass mich jemand begrüßt oder anquatscht. Ich schaffe es unbemerkt bis in mein Büro und mache mir einen Tee, um nicht gleich in die Küche zu müssen, denn nur dort kann ich mir einen Kaffee machen, fahre den Computer hoch und entspanne einige wenige Minuten, bevor ich den ersten Schwung der täglichen E-Mails durcharbeite. Mir geht es nicht gut, denn die Bauchschmerzen wollen einfach nicht verschwinden, doch zumindest lenken mich die Inhalte meiner Arbeit für den Augenblick von dem marternden Gedanken an die Schwarze Liste ab.

Die Ablenkung hält jedoch nur so lange an, bis plötzlich ohne Vorankündigung ein Popupfenster in der rechten unteren Ecke aufgeht und die Personalstelle mich zu einem Gespräch über meine berufliche Zukunft einlädt. Ich wage kaum, die Mail zu öffnen, allein der Betreff der Mail hat mich in eine Schockstarre versetzt, die meinen Körper paralyisiert, sodass selbst der Gedanke, das Fenster zu öffnen, um aus dem achtzehnten Stockwerk in die Tiefe zu springen, vom Körper verweigert werden könnte.

Das Gefühl, nach Hause zu kommen

Wie immer, wenn ich zu einem der großen Feste des Jahres ins elterliche Heim zurückkehre, stelle ich fest, dass es mir nicht sehr leicht fällt, an diesem Ort zu sein. Nicht, dass ich mich mit Händen und Füßen wehren müsste, aber ich habe zumeist das latente Gefühl, dass irgendetwas störend ist. Anders als früher zumindest. Oder war es früher genauso, und mir fehlte einfach der Komparativ zu dieser Situation? Woran mein unsicheres Gefühl liegt, ist für mich eindeutig nachvollziehbar, denn meine Mutter hat mich vor einigen Jahren hochkant und ohne Rücksicht auf mein Wohlergehen aus dem elterlichen Haus geschmissen und behauptet seither stocksteif, dass dies alles nur zu meinem Wohle gewesen sei. Gegenteiliges mag ich schwerlich behaupten können, doch alleine das Risiko einzugehen, dass es dem einzigen Kind der Familie schlecht ergeht, es den Bezug zum Leben verliert, orientierungslos hin- und herwandert, auf der Suche nach Halt – das alles kann doch eine Mutter nicht wollen! Dennoch tat sie es!

Die Tür steht bereits offen, als ich die Einfahrt entlang marschiere, den kleinen Rollkoffer hinter mir herziehend, doch niemand steht zwischen Tür und Angel, um mich zu erwarten. Mit jedem Schritt langsamer werdend, stockt beinahe mein Gang, doch dann erreiche ich die Türe, nehme meinen Koffer hoch, trete ein und rufe in die Leere des Flurs, dass ich da sei. Sogleich lässt irgendwer etwas in der Küche krachend auf den Tisch fallen, und kaum, dass ich mich versehe, eilt meine Mutter aus der Küche zum Eingang und umarmt mich stürmisch, wobei ihre Hände in zwei Topfhandschuhen stecken. Als ich mich aus ihrer einengend fühlenden Umarmung wieder befreien kann, sehe ich an ihr hinab, entdecke eine neue Schürze, auf der ein irritierender und keineswegs witziger, sondern allenfalls sexistischer Spruch prangt, und ich frage mich, warum sich meine Mutter neuerdings auf ein solches Niveau herablässt. Dabei hat sie mich Zeit meines Lebens dazu erzogen, selbständig durchs Leben zu gehen, auf meinen eigenen Füßen stehen zu können, ohne in eine Abhängigkeit zu geraten, aus der ich mich mit meinen eigenen Kräften nicht wieder befreien kann. Lange habe ich darüber nachgedacht, ob es diese Art der Erziehung war, die zusammen mit dem vermeintlichen Rauswurf dazu geführt hat, dass ich sie nicht mehr so lieben kann, wie ein Kind seine Mutter lieben sollte.

Sie bittet mich herein, obwohl ich bereits eingetreten bin, und es geht mir der Gedanke nicht aus dem Kopf, dass ihr nichts Besseres einzufallen vermag. Ich nehme meinen Koffer und gehe die Treppe hinauf in mein altes Kinderzimmer, in dem ich die Nacht verbringen werde – in der Hoffnung, dass der Abend ohne größere Komplikationen und Streitereien vorbeiziehen wird, ehe ich dann morgen wieder nach Hause fahre, zurück in mein kleines Reich, in dem meine Mutter keine Zugriffrechte auf mich hat, mir keine Regeln vorschreiben kann, mich nicht unter ihrer Fuchtel hat, wie man in diesem Landstrich gerne mal platt sagt.

Kaum dass ich die Türe öffne und die fliehende Gardine im halboffenen Fenster sehe, stelle ich meinen Koffer in die Ecke, stemme meine Hände in die Hüften und durchschreite symbolisch mit meinem Blick das Zimmer, in dem ich so viele Jahre verbracht habe. Als mein Blick auf die Kommode fällt, stockt mir für einen Augenblick das Herz, denn dort, auf der weißen, über die Jahre abgenutzten Holzplatte, sitzt mein alter Teddybär. Ich bin wie erstarrt, suche nach einem Gedanken, an dem ich mich hochziehen kann, doch die Erinnerungen stürmen über mich herein und begraben mich wie eine Lawine.

»Ich habe ihn beim Ausmisten des Kellers gefunden!«, ertönt mit einem Mal die Stimme meiner Mutter, und ich habe keinerlei Ahnung, wie lange sie bereits dort steht und mir bei meiner Lethargie zusieht. »Ich dachte mir, dass du ihn vielleicht haben willst. Als Erinnerung an früher!«

»Das ist nett von dir!«, sage ich, da es das einzige ist, was mir in diesem Moment einfällt, und es ärgert mich ein wenig, dass es etwas so Offenherziges ist.

»Ich weiß, dass es in der letzten Zeit nicht einfach war zwischen uns beiden!«, kommt es von ihr, und ich merke, wie nicht nur der Teddybär in mir etwas ins Rutschen bringt. »Ich kann verstehen, dass du sauer auf mich bist!«

»Ich bin nicht sauer auf dich!«, presse ich hervor.

»Dann enttäuscht! Nenn es, wie du willst. Das Wort ändert nichts daran, dass unsere einst so gute Beziehung dahin ist. Und ganz gleich, ob du meine Gründe für meine Entscheidungen verstehst oder nicht – es wird sich niemals etwas an meinen Gefühlen für dich ändern! Du warst immer mein Kind, bist mein Kind und wirst immer mein Kind bleiben. An meiner Liebe gehen die Vorkommnisse spurlos vorbei, denn sie ist unendlich!«, sagt sie in meinem Rücken, und ohne dass ich mich umdrehe, erwache ich aus meiner Lethargie, trete zur Kommode, berühre mit meinen Fingerspitzen das Bärenfell, streichle über die Gliedmaßen, den Bauch, den Kopf, und weiß meine Mutter in meinem Rücken. Sie ist da, wie sie immer in meinem Rücken stand – auch in den Zeiten, in denen ich sie nicht ansehen wollte. Das wird mir in diesem Moment klar.

»Vielleicht habe ich einfach ein wenig Distanz gebraucht!«, erkläre ich, drehe meinen Körper etwas zur Seite, halte meine Augen aber gesenkt.

»Wahrscheinlich. Und ich habe versucht, dir die Distanz zu lassen! Ich wusste, dass ich dich ganz verlieren würde, wenn ich klammere.«

»Aber du hast doch die Distanz gewollt, indem du mich hinausgeworfen hast!«, protestiere ich und spüre, wie sich dann doch noch einmal Widerstand in mir regt.

»Habe ich dich hinausgeworfen, oder hast du es darauf angelegt? Ich denke, dass wir beide die Distanz voneinander brauchten, obwohl ich niemals aufgehört habe, dich in meiner Nähe haben zu wollen.«

In meinem Innern bin ich hin- und hergerissen. Einerseits denke ich, dass sie sich damals entschieden hat, mich vor die Türe zu setzen, doch auf der anderen Seite wird mir auch klar, dass wir uns zerstritten hätten, wenn sie es nicht getan hätte. Ich drehe mich zurück zur Kommode, nehme den Teddybären in meine Arme, streichle diesen erneut über den Kopf, merke, wie ich nicht nur äußerlich, sondern auch in meinem Herzen zu lächeln beginne, spüre die heißen Tränen in meinen Augen, schaue auf und finde auch die Augen meiner Mutter tränengefüllt, und ehe ich einen klaren Gedanken fassen kann, folge ich dem Lächeln meines Herzens und werfe mich meiner Mutter in die offenen Arme, die niemals verschlossen waren – was ich jetzt weiß.

Zugluft

Immer wenn es in Richtung Winter geht, muss ich mich besonders vor zu starken Zuglüften schützen, denn ich habe die Angewohnheit, schnell krank zu werden, wenn ein Zug frischer Luft die warmen Stellen meines Halses umgarnt, dann sehe ich mich quasi schon im Bett liegend, mit Schnäuztüchern und Erkältungstee, warmer Decke und Netflix-Serien dahinsiechen. Woher ich diese Neigung habe, beim kleinsten Luftzug direkt krank zu werden, weiß ich nicht so genau, denn meine Eltern hatten nie solche Probleme, und mein Bruder wird eigentlich nie krank, doch ich sammele die Züge wie andere Märklin-Züge sammeln. Das Problem, wenn man so oft kränkelt, ist, dass man mit der großen Einsamkeit leben muss, die im Bett vorherrscht, denn egal ob man mit oder ohne Lebenspartner ist, im Bett mit Viren auf einer Reise zu sein, ohne zu wissen, wie viele Haltestellen man hinter sich bringen muss und welche die Endstation sein wird, kann sehr einsam und ermüdend sein. Nach einer gewissen Weile fängt man an, dass der Nacken vom lauten Fernsehen wehtut, die Dehydrierung schlimmer und schlimmer wird und man jede Bewegung mit Schmerzen quittiert bekommt, was dazu führt, dass man sich noch weniger bewegt und nur das trinkt, das am Bett steht – die Abwärtsspirale dreht sich nur noch schneller.

Dieses Mal ist es besonders schlimm, weil ich auf meinem Fernseher keine einzige neue Serie entdecke, die mich begeistern kann oder die ich noch nicht gesehen hätte – auch ein unschöner Nebeneffekt vom vielen Kranksein, dass die Serienproduzenten nicht nachkommen und mit meinen Krankheiten Schritt halten. Also liege ich im Bett, plane zum wohl fünfzehnten Mal, vielleicht mögen es auch schon an die dreißig Male sein, die nächste Reise, die ich mit dem Sparticket an die Ostsee machen möchte, um mittels frischer Meeresluft mich besser auf die anstehenden kalten Zeiten vorzubereiten, und ich hoffe, dass ich nicht wie beim letzten Mal auf der Reise mit dem Zug krank sein werde, denn es ist kein Vergnügen, mit Maske und Dauerhusten in einem Abteil zu sitzen, bei dem jeder, der einem begegnet, auf dem Gesicht den Ausdruck hat, als wäre ich ein Aussätziger, der bestenfalls meilenweit fern wäre.

Im dämmerigen Halbschlaf frage ich mich, wie viele Tage meines Lebens ich bereits aufgrund von Krankheiten in meinem Bett verbracht habe, wie viele Teile ich von meinem Leben verpassen musste, und erschrecke bei der Zahl, die in meinem Kopf hin- und herwalzt, während ich kopfschmerzverzerrte, schwammige Träume durchlebe, auf Waggonen aufspringe, runterfalle, wieder aufspringe und wieder...

Selten habe ich mir gewünscht, diesen einen Zug zu verpassen.

Die Frau, die zu den Sternen aufsaß und weinte

Marlene setzte sich auf eine Parkbank nieder, die sie in der diffusen Dämmerung am Wegesrand entdeckt hatte, legte den Kopf in die Hände, nahm ihn wieder hoch, legte ihn in den Nacken, schaute hinauf zu den Sternen und weinte – sie weinte ohne einen weiteren Laut über einen langen, mit der Zeit kaum fassbaren Zeitraum hinweg, weinte, wie sie in unregelmäßigen Abständen weinte, immer dann, wenn sie von einem Mann verlassen worden war. An diesem Abend war sie mit ihrem Freund in der Innenstadt verabredet gewesen, am Eisstand, den sie beide so mochten; dort wartete er mit einer Rose in der Hand, alles schien in bester Ordnung, und ihr Herz machte Sprünge, da sie der festen Überzeugung war, dass er ihr an diesem Abend den lang ersehnten Hochzeitsantrag machen würde, doch schon bald merkte sie, dass er mehr mit sich herumtrug als den Antrag – sie hatte nach all den Jahren in verschiedenartigen Beziehungen ein Gespür für solche Momente entwickelt – und als er mit seiner Stimme anhub, um sich aus der gemeinsamen Beziehung zu lösen, wusste sie bereits, dass es vorbei war, sie erkannte die Stimmlage aus den vielen Abschieden, die immer gleich abliefen, ohne Streit, ohne lautes Geschrei, ohne Gezeter, nein, immer mit dem wohlwollenden Lächeln des Partners, der hoffte, dass sie ihm nicht böse sei, wenn er sich von ihr frei mache. Sie nahm seine Entschuldigung entgegen, die in der Art eines winselnden Hundes daherkam, die wirren Ausreden, die unsicheren und in sich selbst fadenscheinigen Gründe, die am Ende ein Sammelsurium aus Nichtigkeiten ergaben, aus dem sich eine Meinung im Partner manifestiert hatte, die keinen Zweck zu haben schien – und noch weniger einen tieferen Sinn.

Marlene nahm die Trennung mit großer Würde hin, bedeutete ihrem Partner, dass sie ihm nicht böse sei, wenn er sie verlasse – nein, das war nicht ihr Gefühl, sondern vielmehr diese Leere, die sie in sich spürte, die zurückkam, jene Leere, die sie mit jeder neuen Beziehung hinfortschieben konnte, die aber mit jedem Abschied größer und raumfüllender wurde. Sie hatte sich davon verabschiedet, eigene Kinder zu bekommen, da die biologische Uhr weit vorangeschritten war; außerdem hatte sie bisher niemanden kennengelernt, dem sie so weit trauen konnte, dass sie mit ihm ein Kind haben wollte. Marlene war eine wandernde Löwin, die raubtierhaft die Männer

auffraß, die ihren Weg kreuzten, doch bevor sie die Männer ganz verschlingen konnte, strampelten diese sich frei und liefen verletzt davon. So zumindest empfand sie das Verlassenwerden.

Marlene saß auf der Parkbank und blickte mit ihren tränenverhangenen Augen Richtung Sterne, suchte einen Halt in dieser Welt, die sich stetig weiterdrehte – nur ohne sie mitzunehmen; immer wieder strauchelte sie und war nicht mehr die Jüngste, um jeden Niederschlag mit Würde und Leichtigkeit wegzustecken. Marlene war nicht mehr jung – und gerade in der wunden Zeit nach dem Verlassenwerden spürte sie ihr Alter, fort war das jugendliche Verliebtsein, das Kennenlernen, das Erspüren, das Ertasten des Anderen, das Glücklichein, das jung und fidel macht.

Marlene saß auf der Parkbank die gesamte Nacht, bis in die Morgendämmerung hinein, suchte nach den Sternen, weinte, bis ihre Tränen versiegeten, bis sie sich ausgeweint hatte. Langsam, mit tauben Beinen, die erst nach einer Weile zu kribbeln anfangen, stand sie auf, suchte nach Halt und fand in dem Suchen das wieder, was ihr die nächste Zeit auch helfen würde: aufrecht stehen zu bleiben, um den Unwegsamkeiten des Lebens mit Kraft und Würde zu begegnen – notfalls auch ohne Partner an ihrer Seite.

Die Geschichte des Mannes, der Revolutionär sein wollte und Tyrann wurde

Da sich die Menschen in der Zeit ihrer kulturellen Blüte weniger bis gar nicht verändert haben, könnte diese Geschichte zu allen Zeiten in allen Kulturen geschehen sein – ein Vorteil, dass diese Geschichte keine Namen und keinen Ort nennen muss, was das Ganze allgemeiner werden lässt. Ein Lehrer, dessen Name also nicht weiter von Bedeutung ist, wollte an einem Ort, der zwar von Bedeutung erscheint, aber in der Weltgeschichte beliebig austauschbar ist, eine Revolution gegen ein tyrannisch geführtes Regime beginnen, scharte Leute um sich, die der gleichen Gesinnung waren, zog in Demonstrationen, die zu immer heftigeren Straßenschlachten wurden, gab Kundgebungen, die zu immer offener Kritik führten, peitschte das Volk auf, rüttelte es wach, bis dieses immer mehr für seine freiheitlichen Zwecke instrumentalisiert wurde. Kurz: Aus seiner anfänglichen Demonstration gegen das bestehende, sicherlich nicht wenig brutale Regime wurde eine Bewegung, die das Land von einem militärisch unterdrückten Zustand in einen offenen Bürgerkrieg überführte. Beide Parteien schenkten sich keine Zentimeter Boden; um jede kleine Basis wurde erbittert bis zum Tode gekämpft, und viele Menschen starben, weil sich ein kleiner Lehrer aus der Provinz gegen das Regime gestellt hatte. Der Lehrer indessen musste sich versteckt halten vor den Männern des Regimes und versuchte, sich eine eigene Machtbasis zu errichten, in welche die Männer des Regimes nicht einzudringen vermochten. Es kam zu einem Gleichgewicht der Kräfte; Gefangene wurden auf beiden Seiten gnadenlos erschossen, weil man keine

Gefangenen durchfüttern konnte, da das eigene Volk bereits Hunger litt. Im Krieg gibt es keine Bauern, die das Feld bestellen, wurde dem Lehrer bewusst, und er verdoppelte seine Anstrengungen, einen geeigneten Plan zu entwerfen, um die Hauptstadt des Landes, die vollständig militarisiert war, in einem großen Angriffszug einzunehmen. In diesem Moment sollte der Zufall helfen, denn zwei hochrangige Militärs, die von dem herrschenden Tyrannen ausgebootet worden waren, liefen über und gaben die nötigen Hinweise, die dem Lehrer gefehlt hatten, um das herrschende Regime wirkungsvoll zu treffen. Gemeinsam erdachten sie sich eine Strategie, befanden diese für gut und setzten sie in die Tat um; keine zwei Wochen später saß der Lehrer mit den beiden ehemaligen hohen Militärs im Regierungssaal des alten Tyrannen und blickte auf dessen gefesselten Körper, der sich vor dem Thronstuhl hin und her wand. Der symbolische Akt der Befreiung war gekommen und der Lehrer ließ das Volk auf dem Platz vor dem Palast zusammenrufen, das in Freudenströmen aus allen Richtungen herbeikam. Die öffentliche Hinrichtung des alten Tyrannen durch die Hand des Lehrers wurde zu einem großen Fest stilisiert, in dem die letzten Reste der vorhandenen Nahrung aufgebracht wurden. Keine zwei Tage später begann die Hungersnot im Land, um sich zu greifen; Läden wurden aufgebrochen und das Verbrechen griff um sich, wo es nur konnte – denn es waren keine Polizisten da, die das Übel verhindern konnten. Der Lehrer saß auf seinem neuen Thron und dachte über das Problem nach, ließ alle Waffen des alten Regimes suchen, setzte aus seinen getreuen Truppen eine neue Polizei zusammen und ließ diese auf das Volk los, das sich an seine eigene Radikalisierung gewöhnt hatte, sodass sie nicht nur gegen den alten Tyrannen, sondern nun auch gegen den neuen kämpften. Es entstand aus dem Bürgerkrieg für die Freiheit ein genereller Bürgerkrieg, da es niemanden gab, der das vernichtete Machtzentrum einigermaßen ausfüllen konnte. Die Provinzen des Landes wurden immer mehr von eigenverantwortlichen Militärs regiert, und der Lehrer hatte alle Hände voll zu tun, die Hauptstadt zu befrieden, in der sich mehrere Ethnien gegenseitig bekämpften. Eines Tages wachte der Lehrer morgens auf, ging zum Fenster des Palastes, blickte über die Stadt und hörte die knallenden Geräusche halbautomatischer Waffen, deren Schüsse zwischen den Häuserzeilen widerhallten. Ihm wurde bewusst, dass er ein Volk, das im Schrecken vor einem mörderischen Regime lebte, in einen weitaus schlimmeren Zustand überführt hatte, denn nun musste es auch noch Angst vor jedem anderen auf der Straße haben. Wild schreiend lief er durch seinen Schlafrum und zerstörte mehrere Gegenstände, ehe er sich seiner Möglichkeiten bewusst wurde: sich selbst das Leben zu nehmen oder das der Aufständigen. Schnell hatte er sich entschieden, zog sich seine beste Militäruniform an, trat aus seinem Schlafrum und ging in den Thronsaal, rief seine Militärs zusammen und kündigte diesen an, dass er ab jetzt befehle: Jeder, der nicht für ihn sei, müsse zwangsläufig gegen ihn sein – und damit machte er sich zum neuen Tyrannen über sein neues, vom alten Tyrannen befreites Land.

Woher ich wohl komme?

Ich erwache an diesem Morgen in meinem Schlafanzug aus Bangladesch (seidig weich), toasten meinen Toast aus einem Gerät aus China (riecht manchmal leicht nach warmem Plastik), mache mir einen Espresso aus einem Gerät, das so tut als käme es aus Italien (besondere Crema), backe Brötchen auf, deren Mehl aus der Ukraine stammt (Freiheitsmehl), schmiere mir Butter aus Irland (streichzart) und Marmelade aus Frankreich aufs Brot (die mit extra großen Stücken), putze mir nach dem Essen die Zähne mit Zahnpasta, die in England entwickelt wurde (nach dem Brexit musste die Produktion verlagert werden), steige später in mein älteres japanische Auto (reicht völlig aus), fahre mit saudischen Erdöl zu meiner Firma (fühle mich ab und an schuldig), deren Hauptsitz in der Schweiz sitzt (Globalisierung live) und arbeite an Computern, die aus allen Teilen Asien zusammengesetzt sind (Lieferkettenabgängigkeit); abends setze ich mich vor meinen Fernseher, der aus Südkorea kommt (die Guten), schaue mir eine Hollywoodkomödie aus Indien an (ist das wirklich witzig? Warum lache ich darüber?) und nasche nebenbei eine Süßigkeit aus der Türkei (klebrige Finger). Plötzlich kommt mir der Gedanke: Woher ich wohl komme? (wirklich aus der Eifel?)

Ein mysteriöser Fall auf der Nürburg

So langsam begann Meierhoff zu verstehen. Mehr und mehr setzte sich das Puzzle der letzten Tage zusammen, das er zu Anfang nicht zusammensetzen vermochte.

Zwei Tage zuvor war er am frühen Morgen zur Nürburg gerufen worden, da ein Touristenpärchen bei der Erkundung der Fluchtburg eine Leiche inmitten der alten Kernburggemäuer gefunden hatte. Sogleich begann die Fahndung nach einem Unbekannten. Der Zustand des Toten ließ darauf schließen, dass der Tod am Vorabend der Entdeckung von einer fremden Hand eingetreten sein musste. Selbstmord wie auch ein natürlicher Tod wurden von den Experten ausgeschlossen – dafür gab der Körper der Leiche zu viele unmittelbare Hinweise.

Während die Kollegen der Spurensuche begannen, die Beweise zu sichern, machten sich andere auf den Weg, die Anwohner zu befragen, doch dabei kamen – außer einigen diffusen Mutmaßungen – keine verwertbaren Informationen heraus. Schnell wurde klar, dass niemand gesehen hatte, wie der Tote die Burg betreten hatte, und als man dessen geparktes Auto und Brieftasche mitsamt den Ausweispapieren in einem nahen Waldstück fand, wusste Meierhoff, dass der Tote ein Auswärtiger war. Wer aber hatte den Toten in diesen Wald gelockt, um ihn dort umzubringen und zur Burg zu schleppen? Oder hatte er an Ort und Stelle geparkt und der Tod fand auf der Burg statt? Einen Kampf konnten die Kollegen von der Spurensuche am Fundort

nicht feststellen, doch das konnte auch an dem glatten Steinboden liegen, auf dem die Leiche lag. Viel Blut hatte sie nicht verloren, sodass eine eindeutige Blutspur ausgeschlossen schien.

Das war zwar nicht Meierhoffs erster Mordfall, doch der erste, der so wenige eindeutige Informationen bot. Außer der Herkunft des Toten und dem geparkten Auto im Wald wusste er rein gar nichts. Zumeist hatte er es mit Mordfällen zu tun, bei denen die Verdächtigen oder sogar der Täter schnell klar schienen und deren Aufenthaltsorte zu ermitteln waren. Das war dieses Mal völlig anders.

Von der Spurensuche wurden auf Verdacht Unmengen an Proben genommen und Bilder vom Tatort geschossen, die sich Meierhoff immer wieder auf seinem Computer ansah, um etwas darauf zu entdecken.

Plötzlich fiel ihm auf einem Bild etwas auf, das er vorher nie gesehen hatte, auch wenn er sich fragte, wie ihm das durch die Lappen hatte gehen können. In einer hinteren, abgedunkelten Ecke des Fundorts der Leiche hing ein altertümlich wirkendes Schild an der Wand. Meierhoff druckte das Foto aus und wusste sogleich, dass das Schild nicht dorthin gehörte. Die Burg war kein restauriertes Museum, sondern eine Ruine, und kaum dass er das Bild in seinen Händen hielt, fuhr er zur Burg und fand den Tatort unbetreten vor. In der Ecke hing weiterhin das Schild im Schatten der halbzerstörten Wand. Dieses Schild musste der Schlüssel zu dem Mord sein, ahnte Meierhoff und dachte über die mögliche Motivation des Täters nach.

Es brauchte den Schlaf einer Nacht, ehe er bei diesem Rätsel weiterkam. Da es sich um eine Burg aus dem Mittelalter handelte, vermutete er, dass das Schild eine Anspielung auf die früheren Besitzer der Burg sein sollte. Meierhoff setzte einen jungen Kollegen auf die Recherchearbeit an und erhielt schon bald die benötigten Infos. Mit diesen machte er sich wieder auf den Weg zur Ruine und glich sie mit den neuen Informationen vor Ort ab. Mit jedem Schritt ergaben sich neue Abzweigungen, denen er folgen konnte.

Er untersuchte den Tatort erneut und versuchte sich vorzustellen, in welchem Raum der Burg er sich befand. Doch es gab keine näheren Hinweise, denn dafür war die Zerstörung viel zu groß. Aber dass es sich vor einigen Jahrhunderten um das Schlafgemach des Grafen zu Are gehandelt haben konnte, vermochte er sich vorzustellen.

Inzwischen gelangten auch die angeforderten Ermittlungsergebnisse der Kollegen aus dem Landkreis des Toten zu Meierhoff. Wie er vermutet hatte, gab es keine Gründe, in dessen näherem Umfeld nach dem Mordgrund zu suchen, und seine Frau musste nach den Ermittlungsberichten ein einziges Nervenbündel gewesen sein. Doch der Umstand, dass der Tote das Verkleiden und Besuchen von Mittelalterfesten als Hobby hatte, unterstützte Meierhoffs These, dass das Motiv im Tod selber liegen musste. Es ging nicht um den Tod als Auslöschung eines Lebens, sondern um das Ritual des Sterbens – und es war in dem Hobbyumfeld des Toten zu suchen.

Als dem Ermittler dieser Gedanke durch den Kopf ging, hatte er das Gefühl, das Puzzle zumindest in seinem Rahmen zusammengesetzt zu haben. Jetzt musste noch die Mitte zurechtgelegt werden, doch das würde sich sicherlich mit der Zeit der fortschreitenden Ermittlungen fügen. Da war er sich aus einem nicht näher bekannten Grunde sicher.

Als Nächstes nahm er sich die Notizen seines Kollegen vor und untersuchte diese nach einer rituellen Handlung, die sich rund um das Schild abgespielt haben musste. Er fand in den Notizen eine Geschichte aus dem zwölften Jahrhundert, in der Ulrich von Are, der als Wegbegleiter von Königen und Kaisern große Schlachten geschlagen hatte, kurz vor seinem Tod seine Söhne Gerhard und Lothar auf die Burg rief. Er erzählte ihnen die Geschichte von seinen großen Taten und zeigte mit bestimmter Hand auf das Schild am rechten Bettpfosten, das an seiner Schulternschnur festgemacht war. Wenn dieses Schild beim Sonnenaufgang des dritten Tages von alleine auf den Boden fallen würde, presste der sterbende Graf zwischen den Zähnen hervor, wäre er ins Paradies eingezogen. Soweit sagte es die Legende.

In Meierhoffs Kopf setzte sich nun auch das Innere des Puzzles zusammen. Er holte seinen jungen Kollegen dazu und erzählte ihm von seiner Idee. Dieser sah ihn mit großen Augen an und konnte sich im ersten Moment nicht vorstellen, dass sein erfahrener Kollege das soeben Erzählte ernst meinte. Doch er ließ sich breitschlagen, mit Meierhoff die folgende Nacht auf der Burg zu verbringen. Sie packten sich warme Kleidung und ausreichend Verpflegung ein, fuhren zur Burg, parkten in einiger Entfernung und schlichen sich an den Tatort. Dort angekommen prüften sie die Anwesenheit des Schildes und legten sich auf die Lauer. Die Ruine bot ihnen einen schwer einsehbaren, kleinen Unterbau, den sie auch bitter benötigten, als mitten in der Nacht dichte Wolken aufzogen und mit der Morgendämmerung ein starker Regen einsetzte.

In der nasskalten Höhle sitzend, kaum geschützt vor dem peitschenden Wind, verfluchte der junge Kollege seine Bereitschaft, mitzumachen, als urplötzlich ein Schatten unterhalb des Plateaus vorbeihuschte. Sogleich war die angespannte Stille zurück bei den Polizisten und sie beobachteten, wie tatsächlich eine verummte Person den Tatort betrat und sich Richtung Schild orientierte. Zur großen Überraschung der beiden Ermittler war die Person eine Frau, die sich einige Schritte vor das Schild stellte und im niederprasselnden Regen wartete. Durch den Regenschleier vermochte es Meierhoff nicht, die Frau mit den Fotos der Ehefrau abzugleichen, doch er wusste, dass sie bisher unbemerkt geblieben waren, und hielt den jungen Kollegen vom Zugriff ab, da er sehen wollte, was passierte.

Dann geschah es. Obwohl die Frau mehrere Schritte vom Schild entfernt stand, löste sich dieses von der Wand und fiel scheppernd zu Boden. Die beiden Polizisten erschraken bis ins Mark und verrieten sich durch ihre Bewegungen. Die Frau blickte durch den Regenschauer in ihre Richtung und es entstand eine kurze Pause, in der alle drei jeden Tropfen des niederprasselnden Regens

hören konnten. Die Frau kam jedoch bald zu Sinnen und wollte wegstürmen, doch Meierhoff reagierte am schnellsten und schnitt ihr mit einigen weiten Schritten den Fluchtweg ab. Die Frau rannte in seine Arme und ließ sich nach kurzem Gerangel widerstandslos festnehmen. Es war eindeutig die Frau des Toten und Meierhoff nahm sie als Mordverdächtige fest.

Die Polizisten brachten sie zur Wache, vermeldeten den Fahndungserfolg und überließen die Frau den Psychologen der Untersuchungshaft, da sie in den polizeilichen Vernehmungen kein einziges Wort sagte, sondern immer nur freudestrahlend lächelte, wenn die Sprache auf das Schild und die Todesumstände ihres Mannes kam. Da sich Meierhoff sicher schien, dass der Mordfall damit aufgeklärt war, widmete er sich wieder seinen anderen Fällen.

Eines jedoch beschäftigte Meierhoff noch über Wochen und Monate. Er fragte sich immer wieder, ob es einen Mechanismus gegeben hatte, der das Schild just zur rechten Zeit von der Wand fallen ließ. Die Frau konnte nicht der Auslöser gewesen sein. Aber welcher Mechanismus war so gut versteckt, dass er am dritten Sonnenaufgang ohne Auslöser und von den Ermittlern unentdeckt funktionierte? Dieser Frage würde er allein für sein eigenes Seelenheil nachgehen müssen. Dessen war sich Meierhoff hingegen sehr sicher.